

LATEIN UND GRIECHISCH *in Baden-Württemberg*

INHALT

- In eigener Sache 3
- **Niklas Holzberg:** *Poeta* und *puella* bei Catull, Tibull und Ovid 5
- **Peter Mommsen:** Herodot – Die Brücke über den Hellespont 16
- **Wolfgang Polleichtner:** Sachkunde – ein alter *terminus technicus* der Fachdidaktik mit neuer Aktualität und Brisanz 30
- **Heiko Ullrich:** Neue Literatur zu Phaedrus 40
- **Dietmar Schmitz:** Aktuelles auf Latein? Geht das? Ja, mit Michael von Albrecht! 53
- Impressum 57



DEUTSCHER
ALTPHILOLOGENVERBAND

Landesverband Baden-Württemberg

Weisheiten für den Griechisch- und Lateinunterricht

Bitterböse, amüsant, zeitlos:
Erasmus' von Rotterdam Rede
über die Torheit wirkt noch
heute beunruhigend aktuell.

311 S. · € 8,80
ISBN 978-3-15-014198-4

Erasmus von Rotterdam
Moriae encomium
Das Lob der Torheit
Lateinisch / Deutsch

Reclam

Platon
Menon
Griechisch / Deutsch

Reclam

Was ist Tugend? Kann man
Tugend lehren? Platon lässt
seinen Lehrer Sokrates diese
philosophischen Kernfragen
im Dialog *Menon* erörtern.

167 S. · € 5,80
ISBN 978-3-15-014197-7

Informieren Sie sich über die Bestellvorteile
für Lehrer*innen und Referendar*innen
unter www.reclam.de/lehrerservice

Reclam

In eigener Sache

Dieses Heft bildet den Auftakt zum **50. Jahrgang** von *Latein und Griechisch in Baden-Württemberg* – solch ein Jubiläum ist ein Grund zur Freude; die Zeitumstände sorgen jedoch dafür, dass bedrückende Ereignisse im Vordergrund stehen. Seit über einem Monat ist Krieg in der Ukraine. Unter vielen anderen, die Geflüchteten Hilfe leisten und dem Frieden eine Stimme geben wollen, ist auch der DAV-Humanismus-Preisträger von 2016, **Andrea Riccardi**. Näheres über seine Organisation Sant'Egidio ist zu erfahren unter <https://www.santegidio.org>. Wer sich über die allseits bekannten Spendenmöglichkeiten hinaus (<https://www.tagesschau.de/spendenkonto/spendenkonto-133.html>) speziell für ukrainische Studierende sowie Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler einsetzen möchte, findet beim DAAD eine Liste mit Angeboten für diese zusammengestellt (<https://www.daad.de/de/der-daad/ukraine/hilfsangebote/>).

Einen Schatten wirft der Krieg in der Ukraine auch auf den **DAV-Bundeskongress vom 11. bis zum 14. April 2022** – dennoch freuen wir uns sehr, dass er in diesem Jahr stattfinden kann. Wegen der immer noch andauernden Umwägbarkeiten der Pandemie geschieht das zwar in einer digitalen Form, aber das ursprünglich für ein Präsenzereignis konzipierte Programm konnte nahezu vollständig erhalten werden. Die attraktiven Vorträge, Arbeitskreise und Rahmenveranstaltungen werden unter dem nunmehr hochaktuellen Motto *Nähe in der Distanz: Latein und Griechisch 2.0* auf einer Zoom-Plattform stattfinden. Das volle Programm (samt ausführlichem Tagungsbegleiter) ist inzwischen unter <https://bundeskongress.altphilologenverband.de/> abrufbar. Dort ist auch weiterhin die **kostenlose Anmeldung** möglich. Wer registriert ist, bekommt rechtzeitig vor Kongressbeginn die Zugangsdaten per E-Mail zugestellt, so dass sich hoffentlich bereits die **Auftaktveranstaltung am 11.4.2022 um 18.00 Uhr** im digitalen AudiMax mit der Verleihung des Humanismus-Preises, einem Vortrag von Harald Lesch und musikalischem Begleitprogramm eines großen Zuspruchs erfreuen wird.

Dieses Heft steht zunächst im Zeichen des herannahenden Abiturs in Baden-Württemberg. Zwei Beiträge beschäftigen sich mit den „Sternchenthemen“ der Fächer Latein und Griechisch:

Prof. Dr. **Niklas Holzberg** hielt am 8. Februar 2022 auf Einladung des Regierungspräsidiums Freiburg, des ZSL und der Albert-Ludwigs-Universität einen Vortrag zu Gedichten von Catull, Tibull und Ovid. Aus Pandemiegründen fand dieser digital statt und erfreute sich eines enormen Publikumszuspruchs – die über 800 Teilnehmenden boten gewissermaßen schon einen Vorgeschmack auf den DAV-Kongress. Von vielen Seiten kam der Wunsch, den – frei gehaltenen –

Vortrag noch vor dem Abitur in einer schriftlichen Form goutieren zu können, und Prof. Holzberg hat dankenswerterweise in unglaublicher Schnelligkeit eine solche Version erstellt und uns zukommen lassen.

Das griechische Abiturthema hat **Peter Mommsen** bearbeitet. Am 3. September 2021 hier er vor einem dankbaren Publikum bei der XXX. Sommerakademie der Alten Sprachen am Salem College in Überlingen – einem der wenigen Präsenz-Ereignisse des Jahres – einen hörenswerten Vortrag zu Herodot. Seine – und Herodots – Gedanken zu den kriegerischen Auseinandersetzung im frühen 5. Jh. v.Chr. haben mittlerweile eine schmerzliche Aktualität gewonnen, die im September 2021 kaum jemand ahnte.¹

Einen alten Begriff, der in neuen Diskursen immer wieder in Erscheinung tritt, den der ‚Sachkunde‘, beleuchtet Dr. **Wolfgang Polleichtner**. Er grenzt seine Bedeutung sowohl in einem größeren Kontext als auch in dem der Alten Sprachen ein und zeigt, welche Relevanz er für Lehrende an Schulen und Universitäten hat. Auch die Implikationen für Lehrpläne, die Einheitlichen Prüfungsanforderungen (EPA) und andere Verlautbarungen der Kultusministerkonferenz werden diskutiert.

Mit einem – im mehrdeutigen Sinne – ‚fabelhaften‘ Autor beschäftigt sich dieses Mal Dr. **Heiko Ullrich** – in letzter Zeit erschienen vier wichtige Publikationen zum Werk des Dichters, der unter dem Namen ‚Phaedrus‘ bekannt geworden ist. Da diese Fabeln seit jeher im Schulunterricht gelesen werden, sind die Kommentare und Übersetzungen für Lehrkräfte von besonderem Interesse.

Beschlossen wird das Heft durch einen Beitrag von Dr. **Dietmar Schmitz**, der eine besondere Publikation vorstellt – lateinische Satiren, aber nicht von Horaz, Persius oder Juvenal, sondern vom Träger der DAV-Pegasus-Nadel, Michael von Albrecht. In solchen neulateinischen Dichtungen werden die ‚alten‘ Sprachen besonders greifbar und lebendig.

Obwohl unter anderen Vorzeichen verfasst, gewinnen die Verse 27 und 28 aus von Albrechts siebter Satire beklemmende Aktualität: *O ubinam est virtus? Vincit non fortior; uni,/ ignavo, molli populum delere licebit.*

Das möge nicht eintreten – *pax et bonum omnibus!*

Stefan Faller

¹ Wer für das Abitur (oder einfach aus Interesse) weiteres Material zu Herodots *Historien* sucht, kann sich außerdem das Handout und die Präsentation des Vortrags, den Prof. **Hans-Joachim Gehrke** am 16.2.2022 auf Einladung des DAV Südbaden gehalten hat, ansehen: <https://www.altphil.uni-freiburg.de/downloads/Gehrke2022.pdf> (Handout)/<https://www.altphil.uni-freiburg.de/downloads/Gehrke2022PPT.pdf> (Präsentation).

Niklas Holzberg (München und Erfurt)

Poeta und puella bei Catull, Tibull und Ovid

Thema des vorliegenden Aufsatzes ist die exemplarische Interpretation je eines Catull-, Tibull- und Ovid-Textes mit dem Ziel, daraus charakteristische Elemente der römischen Liebespoesie abzuleiten. Ich beginne mit dem *Carmen* 8 Catulls:

Miser Catulle, desinas ineptire,
et quod vides perisse, perditum ducas.
fulsere quondam candidi tibi soles,
cum ventitabas, quo puella ducebat
amata nobis, quantum amabitur nulla. 5
ibi illa multa cum iocosa fiebant,
quae tu volebas nec puella nolebat,
fulsere vere candidi tibi soles.
nunc iam illa non volt: tu quoque, impote<ns, noli>
nec, quae fugit, sectare nec *miser* vive, 10
sed obstinatā mente perfer, obdura.

vale, puella. iam Catullus obdurat
nec te requiret nec rogabit invitam.
at tu dolebis, cum rogaberis nulla. 15
scelestā, vae te, quae tibi manet vita?
quis nunc te adibit? cui videberis bella?
quem nunc amabis? cuius esse diceris?
quem basiabis? cui labella mordebis?
at tu, Catulle, destinatus obdura.

Unseliger Catull, hör auf, verrückt zu sein, und was du verloren siehst, lass als verloren gelten. Es leuchteten einst dir glänzende Sonnentage, als du immer wieder dorthin kamst, wohin dich das Mädchen führte, das von mir geliebt wurde, wie keines je geliebt werden wird. Als es dort die vielen Liebesspiele gab, die du wolltest und auch das Mädchen sehr wohl wollte, leuchteten wahrhaftig dir glänzende Sonnentage. Jetzt will sie nicht mehr. Du auch, Unbeherrschter, wolle nicht! Und sie, die flieht, verfolge nicht, noch lebe elend, sondern mit festem Sinn halte durch, sei hart! Leb wohl, Mädchen! Jetzt ist Catull hart, nicht wird er dich suchen, nicht bitten, wenn du nicht willst. Doch dich wird es schmerzen, wenn du gar nicht mehr gebeten wirst. Verruchte, weh dir! Welches Leben bleibt dir? Wer wird jetzt zu dir gehen? Wem wirst du reizvoll erscheinen? Wen wirst du jetzt lieben? Wessen Geliebte wird man dich nennen? Wen wirst du küssen? Wem wirst du in die Lippen beißen? Doch du, Catull, bleibe bestimmt und sei hart!

Catulls Gedichte, insbesondere die an Lesbia gerichteten, wurden bis in jüngere Zeit als Erlebnislyrik gelesen, durch die der reale Autor authentisch seine Gefühle zum Ausdruck bringt. Dagegen spricht u.a., dass die *Carmina* deutlich als sorgfältig ausgearbeitete Produkte eines selbstreflexiven Kunstverständes zu erkennen sind und dass sie Motive enthalten, die an eine bereits im 7. Jahrhundert v. Chr. in Griechenland begonnene Tradition anknüpfen. Dementsprechend ignoriere ich die (ohnehin nicht zweifelsfrei zu belegende) Gleichsetzung Lesbias

mit Clodia Metelli, verstehe die Frau als bestimmten Typ einer *puella* – nur so wird sie ja auch in C. 8 genannt – und das Ich des *poeta* als ein fiktives; der Einfachheit halber nenne ich es jedoch Catull, zumal der „ich“ Sagende sich selbst so apostrophiert.

Schon die auf den ersten Blick wahrnehmbare symmetrische Struktur des Gedichtes erweist dieses als von einem *poeta doctus* verfasst. In V. 1f. fordert Catull, der bis zu V. 11 ein Selbstgespräch führt, sich zur Beendigung seines „Verrücktseins“ auf, womit er, wie sich rasch herausstellt, seine Bindung an die *puella* meint. Welcher Art die Beziehung zu ihr einst (*quondam*) war, erfahren wir in V. 3-8, die durch *fulsere ... soles* gerahmt sind; wie sie jetzt (*nunc*) ist und wie Catull sich diesbezüglich verhalten will, geht aus V. 9-11 hervor, und die Verse 14-19, gerahmt von *at tu*, suggerieren, nachdem Catull in V. 12f. zur Anrede der *puella* übergewechselt ist, wie die Zukunft (*dolebis* ...) für sie ohne ihn sein werde. Man kann die Symmetrie (6 Verse Vergangenheit – 3 Verse Gegenwart – 6 Verse Zukunft) sowie den Rückbezug der zwei Verse Anrede der *puella* auf die zwei Verse Selbstapostrophe nicht übersehen. Hinzu kommt, dass *Catulle* im ersten und letzten Vers steht, und *miser* von V. 1 genau in der Mitte des Gedichts (vorher und nachher 9 Verse) wiederholt wird.

Als Metrum verwendet der Dichter Hinkjamben, die das Gedicht dem von Archilochos Mitte des 7. Jahrhunderts begründeten Genre des Schimpf- und Spottgedichts und gleichzeitig dem des Epigramms zuordnen. Die Welt, die beide Gattungen widerspiegeln, ist derjenigen der griechisch-römischen Komödie verwandt, in der es sich bei Liebe in der Regel um eine Angelegenheit zwischen einem jungen Mann aus gutem Hause und einer unverheirateten, sozial niedrigeren jungen Frau handelt, einer Hetäre in den griechischen Texten, einer Freigelassenen in den römischen. Dass Catulls *puella*, die er nicht direkt als Libertine bezeichnet, eine solche sein dürfte, kann man zunächst aus *ventitabas* (V. 4) folgern: Catull kam immer wieder dorthin, wohin sie ihn führte, und dann fand „Scherzhaftes“ statt, womit eindeutig auf Sex angespielt wird, den der Mann „wollte“ und – die Litotes unterstreicht das Anzügliche der Diktion – die *puella* „nicht nicht wollte“, d. h. sehr dringend; im antiken Geschlechterdiskurs galt das Sexualverlangen der Frau als das weit stärkere. Dass es hier eine Freigelassene ist, lässt sich auch aus *cuius esse diceris* in V. 17 erschließen: Der *amator* einer *libertina* unterhielt sie finanziell, und insofern mochte er den Anspruch erheben, sie gehöre ihm.

Wer C. 8 als Erlebnislyrik begreift, wird *amata nobis, quantum amabitur nulla* als Gefühlsäußerung des realen Autors betrachten. Es ist aber nun zu bedenken, dass die Figur des jungen *amator*, der beabsichtigt, sich von der Geliebten zu trennen, in mehreren uns überlieferten griechischen und römischen Bühnenszenen die

Artikulation seines Entschlusses zum „break-up“ mit besonders pathetischen Bekenntnissen seiner bisherigen Liebe zu der Frau verknüpft, der er nun den Abschied erklärt. Signifikante Beispiele bieten Menanders *Samia* (325ff. und 390ff.) und der *Eunuchus* des Terenz (64ff.). In beiden Stücken folgt auf die Bereitschaft des *amator* zum *discidium* von der *amata* die Rückkehr zu ihr, und dass damit zu rechnen ist – spätestens dann, wenn der von der Geliebten Enttäuschte sie wiedersieht –, wusste der antike Zuschauer von vornherein. Er kannte auch das Motiv, dass ein junger Mann in einer Komödie alle Vorteile aufzählt, welcher die *puella* sich durch ihre Partnerschaft mit ihm erfreut habe und auf die sie nun verzichten müsse. In unserem Gedicht erinnern an eine derartige Aufzählung die sieben Fragen, die Catull in V. 15-18 an die *puella* richtet; sie sind alle durch ein Fragepronomen eingeleitet, und ab V. 16 wirken sie, weil jeweils zwei in einem kurzen Vers untergebracht sind, sehr theatralisch wie ein Stakkato.

Wie gesagt, den Zeitgenossen Catulls legte ihr kulturelles Gedächtnis die Vermutung nahe, dass der *amator* des Gedichts wie der einer Komödie „umfallen“ werde. Auch die Lebenserfahrung moderner Leser dürfte eine solche Erwartung auslösen. Denn wer verkündet, er/sie wolle mit der Partnerin/dem Partner „Schluss machen“, weckt, wenn er/sie z. B. in einem Abschiedsbrief sich nicht mit der Entsprechung zu Catulls *vale, puella* (V. 12) begnügt, sondern in der Vergegenwärtigung des einstigen Liebesglücks schwelgt, einen bestimmten Verdacht: dass er/sie am liebsten mit der/dem Angeredeten zusammenbliebe. Bei Catull bilden die beiden Fragen, die sich auf den Sex beziehen (V. 18), bezeichnenderweise den Höhepunkt der Rückschau und konkretisieren durch zwei Beispiele, was u. a. in V. 6 mit *iocosa* gemeint war. Die Freuden, deren Verlust der *amator* des Gedichts durch seine suggestiven Fragen als negativ für die *puella* darstellt, sind in Wahrheit primär die eigenen.

Wird Catull sich also mit C. 8 nicht von der *puella* trennen? Gegen diese Möglichkeit scheint der letzte Vers zu sprechen, den z. B. Otto Weinreich (metrisch) mit „Doch du, Catullus, werde hart und bleib standhaft“ wiedergibt. Aber eine noch so dezidiert formulierte Selbstermahnung muss nicht zwangsläufig Handeln bewirken. Außerdem fällt auf, dass der Dichter statt *obstinata mente ... obdura* in V. 11, mit dem V. 19 im Rahmen der symmetrischen Struktur des Textes korrespondiert, hier *destinatus obdura* schreibt. Soll man mit Weinreich und anderen Übersetzern annehmen, dass *obstinatus* und *destinatus* Synonyme sind? Wählte Catull vielleicht einfach aus metrischen Gründen in V. 19 hinter dem Vokal *e* nicht *ob-*, sondern *de-*? Severin Koster macht in einem Aufsatz (*Würzburger Jahrbücher* 7, 1980, 125-134) darauf aufmerksam, dass *destinatus* in der femininen Form für eine junge Frau verwendet werden kann, die für einen Mann „bestimmt“, mithin mit ihm verlobt

ist. Wer das mithört, darf in Catull die „Braut“ der *puella* sehen, als die er sich nicht von dieser Frau loszusagen vermag. Das passt dazu, dass die Persona des Dichters in mehreren anderen Liebesgedichten weibliche Züge trägt, z. B. in dem zweiten, C. 3: Dort klagt Catull über den Tod eines Sperlings und stellt das Gedicht damit in die Tradition griechischer Epigramme, in denen, weil ein kleines Tier starb, das „ich“ trauert, und das ist in der Regel eine Frau.

C. 8 ist also auch im größeren Kontext der von Catulls Liebe zu seiner *puella* handelnden Gedichte zu interpretieren. Früher bemühte man sich, diese einzeln zu datieren und kam dabei – allerdings ohne jede tragfähige wissenschaftliche Ausgangsbasis – zu dem Ergebnis, die Reihenfolge ihrer Genese sei eine ganz andere als die Reihenfolge in der handschriftlichen Überlieferung, und die Lektüre müsse „chronologisch“ erfolgen. Heute weiß man, dass antike Gedichtbücher linear gelesen sein wollen, da die Texte in lockerer Sequenz eine „Geschichte“ abbilden. Geht man davon auch bei den drei Teilen von Catulls Sammlung aus – die Polymetra 1-60 sind von den langen Gedichten 61-64 und diese wiederum von denen in elegischen Distichen (65-116) zu trennen –, stellt man im Zusammenhang mit C. 8 fest: Im nächsten *puella*-Gedicht, C. 11, erscheint zwar das Thema „Entschluss zum *discidium* von der Geliebten“ erneut – dort fordert er zwei Freunde dazu auf, ihr in seinem Namen den Abschied zu erklären –, aber schon in C. 13 und dann in allen weiteren *puella*-Gedichten von „Buch 1“ (= 1-60) redet Catull von ihr in der Weise, dass wir uns die beiden nach wie vor als Paar denken können. Dafür müssen wir voraussetzen, dass die tradierte Reihenfolge des Gedichts von Catull stammt, und das ist durchaus umstritten, aber ich meine, dass diejenigen die besseren Argumente haben, die nicht an eine postum fabrizierte Buchstruktur glauben.

Auf jeden Fall darf man, wie ich zu zeigen versucht habe, auch ohne Blick auf den Kontext bei sorgfältiger Lektüre von C. 8 unter Berücksichtigung seiner Motivverwandtschaft mit der Komödie bezweifeln, dass Catull mit dem *ineptire* wirklich aufhören will.

*

Tibulls Liebesgedichte sind weitaus länger als diejenigen Catulls und als die meisten in Ovids *Amores*, weswegen ich mich bei ihm mit einem Textabschnitt begnüge: den letzten 30 Versen von Elegie 1,1:

hoc mihi contingat: sit dives iure, furorem
qui maris et tristes ferre potest pluvias.
o quantum est auri perat potiusque smaragdi,
quam fleat ob nostras ulla puella vias!
te bellare decet terrā, Messalla, marique,
ut domus hostiles praeferat exuvias:
me retinent vincum formosae vincla puellae, 55

et sedeo duras ianitor ante fores.
non ego laudari curo, mea Delia; tecum
dum modo sim, quaeso segnis inersque vocer.

te spectem, suprema mihi cum venerit hora;
te teneam moriens deficiente manu. 60

flebis et arsuro positum me, Delia, lecto,
tristibus et lacrimis oscula mixta dabis.

flebis: non tua sunt duro praecordia ferro
vincta, nec in tenero stat tibi corde silex.
illo non iuvenis poterit de funere quisquam 65
lumina, non virgo sicca referre domum.

tu manes ne laede meos, sed parce solutis
crinibus et teneris, Delia, parce genis.

interea, dum Fata sinunt, iungamus amores:
iam veniet tenebris Mors adoperta caput, 70
iam subrepet iners aetas neque amare decebit,
dicere nec cano blanditias capite.

nunc levis est tractanda Venus, dum frangere postes
non pudet et rixas inseruisse iuvat.

hic ego dux milesque bonus. vos, signa tubaeque, 75

ite procul, cupidis vulnera ferte viris,
ferte et opes: ego composito securus acervo

dites despiciam despiciamque famem.

So soll es mir ergehen! Es sei mit Recht reich, wer das Toben des Meeres und schaurige Regengüsse ertragen kann. Ach, soll doch alles, was es an Gold und Smaragden gibt, eher zugrunde gehen, als dass irgendein Mädchen wegen meiner Fahrten weint! Für dich ist es recht, Krieg zu führen zu Lande und zu Wasser, Messalla, damit dein Haus die den Feinden abgenommenen Rüstungen vorzeigen kann; mich halten die Fesseln eines schönen Mädchens gefesselt zurück, und ich sitze als Türhüter vor ihrer harten Pforte. Nichts liegt mir daran, dass man mich rühmt, meine Delia; wenn ich nur mit dir zusammen bin, dann – bitte! – mag man mich träge und untätig nennen. Dich möchte ich ansehen, wenn meine letzte Stunde kommt, dich möchte ich im Sterben halten mit ermattender Hand. Weinen wirst du um mich, wenn ich, Delia, auf der Bahre liege, die gleich in Flammen aufgehen wird, und mit bitteren Tränen vermischte Küsse wirst du mir geben. Weinen wirst du: Nicht ist deine Brust von hartem Eisen umschlossen, und nicht steht unerschütterlich in deinem zarten Herzen ein Stein. Von *dem* Begräbnis wird kein junger Mann, keine junge Frau die Augen trocken nach Hause zurückbringen. Du verletze nicht meine Seele im Tode, sondern schon deine gelösten Haare, und deine zarten Wangen, Delia, schon sie! In der Zwischenzeit, solange das Schicksal es zulässt, wollen wir uns in Liebe vereinen: Bald wird der Tod kommen, von Finsternis das Haupt umhüllt, bald wird heranschleichen das träge Alter, und nicht zu lieben wird angemessen sein, nicht zärtliche Worte zu sagen mit ergrautem Haupt. Jetzt muss man haltlosen Sex betreiben, solange man sich nicht schämt, Türpfosten zu zerbrechen, und es Spaß macht, Streit anzuzetteln. Hier bin ich ein guter Heerführer und Soldat. Ihr, Feldzeichen und Kriegstrompeten, geht fort; bringt gierigen Männern Wunden, bringt ihnen auch Schätze! Sorglos, weil ich einen Vorrat angehäuft habe, werde ich auf die Reichen herabsehen und herabsehen auf den Hunger.

Man kann den von mir gewählten Abschnitt als eine Einheit betrachten, weil er nach Wiederholung eines Gedankens der ersten Verse – der Sprecher verschmäht

dort Reichtum und überlässt dessen Erwerb wie hier in V. 49-54 und 75-78 dem Kriegsmann – einen ganz neuen Gedanken in das Gedicht bringt. Bisher hat er seine Bereitschaft zur *paupertas* mit dem Traum von einem Dasein als bescheidener Landmann verbunden und an das Ende des Wunschbildes die Vorstellung gesetzt, er liege, während es draußen stürmt und regnet, mit seiner *domina* im Arm auf dem vertrauten Bett (V. 43-48). Als „Herrin“ denkt man sich hier die Bauersfrau, um in den nachfolgenden Versen überrascht zu entdecken, dass eine *puella* mit Namen Delia, die offensichtlich in der Stadt wohnt, also eine Freigelassene, gemeint ist, und dass der Autor ihr in elegischer Tradition im Rahmen eines *servitium amoris*-Verhältnisses die Rolle der *domina* ihres *amator* zugeteilt hat. Die Gattungskonvention wurde von Cornelius Gallus begründet, und obwohl von seinem Werk nur wenige Verse erhalten sind, darf als sicher gelten, dass auch seine Persona sich sklavisch einer *puella* – sie hieß bei ihm Lycoris – hingab. Tibulls Leser dürften mithin die „Grammatik“ des Genres, zu dem ja auch der etwa gleichaltrige Dichter Propertius und später Ovid mit seinen *Amores* beitrug, in den Grundzügen beherrscht haben.

Der elegisch Liebende, ein junger Mann aus dem Ritterstand, lebt in einer eigenen Welt jenseits derjenigen der römischen Gesellschaft und hat seine eigenen Werte. Hervorzuheben sind drei von ihnen: 1. die schon angesprochene Unterordnung unter die *puella* als eine *domina*, 2. die Bereitschaft, auf die für einen Angehörigen der Oberschicht normale Karriere als Jurist, Soldat oder Kaufmann zu verzichten und 3. der *puella* bis zum Tod treu zu bleiben; die entsprechenden „Wertbegriffe“ sind *servitium amoris*, Liebe als Lebensform, z. B. als *militia amoris*, und *foedus aeternum*. Zwei von den drei Werten vertritt Tibull – wieder nenne ich den „ich“ Sagenden der Einfachheit halber so – implizit im ersten von drei klar zu unterscheidenden Teilen des Versabschnitts, die jeweils zehn Verse umfassen. Das Bekenntnis zum alternativen „make love, not war“ steckt in den Versen 49-54, die den Übergang von der ländlichen zur städtischen „Herrin“ schaffen: Jetzt stürzt der aufs Bauernhaus prasselnde Regen sich auf Seefahrer, wobei seine Wucht durch die p-Alliteration in V. 50 (sie wirkt weiter in V. 51f.) und das Toben des Meeres durch umgekehrtes Wortenjambement (*furorem qui* statt *qui furorem*) hervorgehoben wird; außerdem soll der Reim von *pluvias*, *vias* und *exuvias* (50, 52, 54) wohl den Abscheu Tibulls vor gewinnbringenden Fahrten unterstreichen. Dabei sind das erste und das dritte Wort durch Dreisilbigkeit exponiert, die der Dichter am Pentameterende meidet; bei ihm steht dort meist ein zweisilbiges Wort.

Die Welt, von der Tibull sich distanziert, repräsentiert sein Patron Messalla, dessen Name und damit seine Person in abbildender Wortstellung mitten zwischen Erde und Land platziert ist (V. 53); dass dies mit Absicht geschah, wird

dadurch belegt, dass der Vers auch *te, Messalla, decet terra bellare marique* lauten könnte. Dem an den erfolgreichen Krieger gerichteten *te* wird, ebenso asyndetisch angeschlossen und dadurch betont, das *me* Tibulls in starker Antithese konfrontiert, und dass dieser sich als Sklaven in Fesseln sieht, malt die „verschlungene“ Wortstellung in V. 55. Der *amator* befindet sich in der für die Elegie typischen Situation des *exclusus amator*, der, auf der Türschwelle des Hauses, in dem die *puella* wohnt, mit seinem Paraklausithyron („bei der Tür Geweintes“) die Nacht hindurch an ihr Ohr irgendwo hinter der Tür zu dringen und sie zum Aufmachen zu bewegen versucht. Aber auch wenn ihm das nicht gelingt, ist er, wie das umgekehrte Wortenjambement *tecum / dum modo sim* verdeutlicht, mit ihr im Geist zusammen. Als ihr *amator* bemüht er sich nicht um Erwerb von Ruhm (V. 57 *laudari*), ja will höchst unrömisch „träge und untätig“ genannt werden. So lenkt er am Ende des Zehnerblocks zu Wert 2, der Liebe als Lebensform, zurück, hier speziell der *militia amoris*, um in den nächsten zehn Versen ausführlich Wert 3 zur Geltung zu bringen, das *foedus aeternum*; der Abschnitt wird durch das zweimalige *te* in V. 59f. und *tu* in V. 68 signifikant gerahmt.

In allen 10 Versen unseres Mittelteils träumt Tibull von seiner letzten Stunde, der Feuerbestattung und der Trauer der jungen Männer und Frauen, vor allem aber Delias, der er suggeriert, ja geradezu befiehlt, um ihn zu weinen; das Futur des anaphorischen *flebis* (V. 61 und 63) kann auch als Imperativ fungieren. Dass sie kein hartes Herz hat – V. 63f. liefert uns den in der Elegie nicht seltenen Fall, dass der Pentameter die Aussage des Hexameters variiert –, ist Wunschdenken, da sie als *puella* der Gattung entsprechend *dura* sein muss; ihr Haus hat ja auch *durae fores* (V. 56). Die Gattung wird gleichfalls durch das zweimalige *flebis* evoziert, da man „Elegie“ pseudoetymologisch von griechisch *e e legein*, „Wehe, wehe sagen“ abzuleiten pflegte. Hier spricht Tibull implizit poetologisch, und das wohl auch bei der Nennung der klagenden *iuvenes* und *virgines*, da sie für die jugendlichen Leser der Elegien Tibulls stehen könnten. Insgesamt ist das, was in V. 59-68 als gut nachzuvollziehende Szene geboten wird und somit ein Identifikationsangebot macht, gleichwohl Konstrukt eines *poeta doctus*. Darauf spielt der *lector doctus* Ovid an: In seinem Nachruf auf den verstorbenen Kollegen lässt er Nemesis, die *puella* des Dichters nach Delia, dieser bei der Bestattung verkünden, Tibulls in V. 60 geäußertes Verlangen, im Sterben Delias Hand zu halten, sei nicht in Erfüllung gegangen, denn: *me tenuit moriens deficiente manu* (*Am.* 3,9,58).

Wenn Tibull im letzten Distichon unseres Mittelabschnitts seine Delia darum bittet, sie möge ihre *crines soluti* und ihre *genae* schonen, d. h. sich nicht die Haare ausraufen und nicht die Wangen zerkratzen (was an sich zum Trauerritual gehörte), preist er indirekt ihre Schönheit und geht damit zu der Erotik über, die in

V. 69-78 dominiert. Der Appell an Delia, angesichts des heranschleichenden Todes – *tenebris Mors adopena caput* (V. 70) ist wieder abbildende Wortstellung – sollten die beiden *ungere amores*, artikuliert nicht einfach in Abwandlung von Horazens berühmtem *carpe diem* ganz allgemein das Begehren, die zwei sollen einander in Liebe zugetan sein, sondern zielt konkret auf die Liebesvereinigung. Das wird nicht nur durch *tractanda Venus*, wobei der Name der Göttin metonymisch für Sex steht, bestätigt, sondern auch metaphorisch dadurch, dass Tibull die „Lizenz“ der Jugend zum *frangere postes* erwähnt. Dazu kann ein elegisch Liebender, wenn er als *amator exclusus* die Geduld verliert, durchaus übergehen, und dann dringt er gewaltsam auch in die Öffnung ein, welche die *puella* ihm hinter der Tür verschließt. Dass man also die *vagina* assoziieren soll, legt je eine Tibull- und Properzstelle (1,10,53 bzw. 2,5,21f.) nahe: An der einen folgt das Zerschneiden der Tür auf das Zerzausen der Frisur, an der anderen auf das Zerreißen der Kleider, und das ist real nicht möglich, sehr wohl aber, wenn die „Tür“ der *puella* „zerbrochen“ wird.

Mit den letzten vier Versen kehrt Tibull zum elegischen Wertbegriff der *militia amoris* zurück, die er als seine Alternative zum *bellare* Messallas zu Beginn des Abschnitts genannt hatte; mit *dites* (V. 78) schlägt er dabei einen Bogen rückwärts sowohl zu *dives* in V. 49 als auch zu *divitias*, dem ersten Wort der Elegie. Ab V. 49 bietet diese, wie deutlich geworden sein dürfte, eine geradezu schulmäßige Präsentation der wichtigsten Gattungselemente.

*

Das Spiel mit der Gattung, das ich bereits anhand von Ovid, *Amores* 3,9,58 kurz thematisiert habe, ist für den jüngsten im „Viererbund“ der römischen Liebeselegie besonders charakteristisch. Auch Tibull und Properz machen die Gattungstradition zum Gegenstand des literarischen *lusus*, aber sie legen es noch nicht auf leicht zu erfassenden Witz an wie Ovid, sondern wenden sich mit ihrer Art von *lusus* primär an Rezipienten, die zwischen den Zeilen zu lesen verstehen. Deshalb hat man in früheren Zeiten die „ernsten“ Gedichte der beiden Elegiker ähnlich wie diejenigen Catulls als Gefühlsäußerungen des jeweils realen Autors interpretiert; so einer meiner Lateinprofessoren zu Beginn der Siebziger des letzten Jahrhunderts, der in einer Vorlesung zur römischen Liebeselegie erst die *Carmina* des Veronesers und dann betont nur Tibull und Properz behandelte. Zum Glück wurde Ovid schon rund 15 Jahre später glänzend „rehabilitiert“. Von da an hat man gerade seine Form von *lusus* sehr zu schätzen gelernt, und ein Gedicht mit geringem Umfang, das diesen exemplarisch präsentiert, ist *Amores* 1,3:

Iusta precor: quae me nuper praedata puella est,
aut amet aut faciat cur ego semper amem.
a, nimium volui! tantum patiat amari;
audierit nostras tot Cytherea preces.

accipe, per longos tibi qui deserviat *annos*; 5
accipe, qui purā norit amare fide!
 si **me** non veterum commendant magna parentum
 nomina, si **nostri** sanguinis auctor eques,
 nec **meus** innumeris renovatur campus aratri,
 temperat et sumptus parcus uterque parens, 10
 at Phoebus comitesque novem vitisque repertor
 hac faciunt et **me** qui tibi donat Amor
 et nulli cessura fides, sine crimine mores,
 nudaque simplicitas **purpureusque pudor**.
 non **mihi** mille placent, non sum desultor amoris: 15
tu mihi, si qua fides, cura perennis eris.
tecum, quos dederint *annos* mihi fila sororum,
vivere contingat **teque** dolente mori.
te mihi materiem felicem in carmina praebe:
 provenient causā carmina digna suā. 20
carmine nomen habent exterrita cornibus Io
 et quam flumineā lusit adulter ave
 quaeque super pontum simulato vecta iuvenco
 virgineā tenuit cornua vara manu.
nos quoque per totum pariter cantabimur orbem 25
 iunctaque semper erunt nomina nostra tuis.

Etwas Gerechtes erbitte ich: Die junge Frau, die mich jüngst erbeutet hat, möge mich immer lieben oder bewirken, dass ich sie immer liebe. Ach, ich wollte zu viel! Sie möge es nur dulden, geliebt zu werden; dann hat Kythereia meine so vielen Bitten erhört. Nimm den an, der lange Jahre hindurch dir dienen möchte; nimm den an, der mit reiner Treue zu lieben versteht. Wenn mich auch nicht altherwürdiger Väter große Namen empfehlen, wenn <nur> ein Ritter der Ahne meiner Familie war, nicht von unzähligen Pflügen mein Ackerland verjüngt wird, mäßig im Verbrauch und sparsam meine Eltern sind, stehen doch Phoebus, seine neun Begleiterinnen und des Rebstocks Erfinder mir zur Seite und Amor, der mich dir schenkt, Treue, die keiner nachstehen wird, ein Charakter ohne Fehl, ehrliche Schlichtheit und purpurrote Scham. Nicht gefallen mir Tausend, ich bin in der Liebe nicht sprunghaft: Du wirst für mich, wenn es irgendwelche Treue gibt, ewige Sehnsucht sein. Mit dir die Jahre zu leben, die die Fäden der Schwestern mir geben, sei mir beschieden, und zu sterben, während du Schmerz empfindest. Dich gib mir als ergiebigen Stoff für meine Gedichte; Gedichte werden <dann> entstehen, die des Anlasses würdig sind. Einen Namen hat durch Gedichte die durch ihre Hörner erschreckte Io und sie, die der Ehebrecher als Flussvogel täuschte, und sie, die beim Ritt über das Meer auf dem Trugbild eines Stiers mit jungfräulicher Hand das gebogene Horn hielt. Wir auch werden zugleich über den ganzen Erdkreis hin besungen, und verbunden sein wird immer mein Namen mit dem deinen.

Wie Catull in C. 8 redet Ovid von der *puella*, an die er sich wendet, zunächst in der dritten Person, und das, was er sich in V. 1-4 von ihr wünscht, entspricht ganz und gar der traditionellen elegischen „Wertordnung“: Er bietet sich als *servus amoris* in einem *foedus aeternum* an. Was hier etwas umständlich gesagt wird – es soll wohl etwas verlegen gegenüber der „zuständigen“ Liebesgöttin klingen –,

bittet der Dichter die *puella* in dem anschließenden Distichon direkt, wobei er durch die Wiederholung von *accipe* sehr eindringlich spricht und „reine Treue“ in die elegische Liebe einzubringen verheißt. Nachdem er sich der Angesprochenen in zehn Versen vorgestellt hat, erneuert er in dem Distichon 17f., das durch *annos* mit 5f. verbunden ist, seine Bitte, wobei er sich jetzt auf das *foedus aeternum* als Basis der Partnerschaft beschränkt, davon aber sehr pathetisch redet. Offensichtlich hält er es aufgrund dessen, was er gerade über sich selbst erzählt hat, nicht mehr für nötig, sich für ein *servitium amoris* zu verpflichten. Jedenfalls erweckt er den Eindruck, dass er ein großes Selbstbewusstsein hat, durch Verwendung von fünf Formen des Personal- bzw. Possessivpronomens der 1. Person Singular, was daran erinnert, dass in römischen Gebeten der sogenannte „Du-Stil“ als mehrfache Apostrophe des Gottes mit den Pronominalformen der 2. Person Singular üblich war. Ovid lässt in den *Metamorphosen* seinen Apollo, der als Unsterblicher normalerweise im „Du-Stil“ angefleht wird, in dessen an Daphne adressierter Werberede (1,504-524) lächerlicherweise im „Ich-Stil“ sprechen, und so darf man annehmen, dass schon in der Elegie Ovids Persona nicht ganz ernst genommen werden soll.

Wieder knüpfen vier Verse an konventionell Elegisches an, da Ovid sich hier entsprechend dem Wunschbild Tibulls in dessen Gedicht 1,1 als armer Landmann präsentiert und seine Eltern als sparsam bezeichnet. Dann aber bereitet der Dichter die überraschende Wendung von V. 19ff. vor, indem er verkündet, zu ihm stünden Phoebus, die Musen, Bacchus und Amor, also andeutet, dass er ein begabter Poet ist. Anschließend betont er mit Rückbezug auf V. 6 nochmals seine Treue, zu der *nuda simplicitas* und *purpureus pudor* hinzukämen. Mit der Alliteration könnte er den Vers evozieren, mit dem Horaz in *Satire* 1,6 begründet, warum er bei seinem ersten Zusammentreffen mit Maecenas, das Vergil und Varus vermittelt hatten, wenig gesagt habe: *infans namque pudor prohibebat plura profari* (V. 57); die p-Reihe klingt wie Stottern. Ovid spricht aber nicht zu einem mächtigen, reichen Patron, sondern zu der *puella*, und ihr gegenüber krönt er seine Selbstvorstellung in V. 15f. mit der Behauptung, dass ihm nicht tausend Frauen gefielen, er mithin – so ist *non sum desultor amoris* wörtlich zu übersetzen – kein von Pferd zu Pferd springender Zirkusakrobat im Bereich der Liebe sei. Nein, die *puella* werde seine *cura perennis* sein, und zum ersten Mal redet er sie nun mit *tu* an, ja in dem bereits angesprochenen Distichon 17f., in dem er sein Bekenntnis zum *foedus aeternum* wiederholt, sogar zweimal mit *te*.

Mit *te* beginnt dann auch der Schlussabschnitt der Elegie, der wie die Selbstvorstellung zehn Verse umfasst. Jetzt plötzlich soll die *puella* nicht einfach Ovids Liebe dulden, sondern darüber hinaus als Stoff für seine Poesie dienen. Dadurch werde sie wie die drei von Jupiter geliebten sterblichen Frauen Io, Leda

und Europa Berühmtheit erlangen, und das bringt Ovid im letzten Distichon pointiert wie Martial im „Aufschluss“ eines Epigramms zum Ausdruck: In V. 25f. wird die der *puella* prophezeite Vereinigung mit ihm, die im Zeichen ihres Weltruhms erfolgen werde, durch Iuxtaposition von *nostra* und *tuis*, bezogen auf *nomina* und mitzudenkendes *nominibus*, sprachlich abgebildet. Nun werden „ich und du“, zu Beginn des Gedichtes noch als *domina* und *servus amoris* in einem gewissen Abstand gedacht (V. 1: *praedata* ... V. 5: *deserviat*), ein engstens liiertes, auf dem ganzen Erdkreis besungenes Paar sein. So Ovid zur *puella* – ist das nicht ein wunderbares Werbeangebot? Nicht für die, die wissen, auf welche Mythen der Dichter anspielt. Denn Ovid vergleicht sich als *amator* mit Jupiter, den er sogar einen *adulter* nennt, nennt drei Frauen, die der Gott schwängert, und gibt so indirekt zu verstehen, dass er eben doch ein *desultor amoris* ist. Damit bricht er aber aus dem elegischen Wertesystem aus, und die *lectores docti/lectrices doctae*, die das ohne Weiteres erkennen, haben allen Grund zur Heiterkeit. Zwar scheint das *semper* im ersten Distichon, wo es sich auf die Bereitschaft zum *foedus amoris* bezieht, von dem auf ewigen Ruhm bezogenen *semper* des letzten Verses überstrahlt zu werden, aber für die *puella* wird das irdische *hic et nunc* der Partnerschaft kein *foedus aeternum* sein.

Nähere Betrachtung der drei Liebesgedichte lehrt, welch erstaunliche Variationsbreite sie aufweisen, wie kunstvoll und anspielungsreich sie komponiert sind und dabei doch so lebensecht wirken, dass sie ihre Verfasser tatsächlich unsterblich gemacht haben.

Der Aufsatz fußt auf dem Vortrag, den ich am 8. Februar 2022 online im Zusammenhang mit dem Sternchentema der baden-württembergischen Abiturienten des Schuljahrs 2021/22 hielt. Um den Vortragscharakter zu bewahren, habe ich ihn nicht durch Anmerkungen erweitert. Er fußt im Wesentlichen auf meinen eigenen Veröffentlichungen zu den drei Dichtern, den Übersetzungen und den Monographien. Catulls, Tibulls und Ovids Gedichte publizierte ich 2009, 2011 und 2014 in der Sammlung Tusculum (seit 2013 verlegt vom Verlag De Gruyter, Berlin), je ein Buch über Catull und Ovid in dritter bzw. vierter Auflage bei C. H. Beck in München 2003 und 2016 sowie bei der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft in Darmstadt eine Einführung in die römische Liebeslegie, die 2006 ihre sechste Auflage erlebte. Umfassende Bibliographien zu Catull und der römischen Liebeslegie findet man auf meiner Homepage www.niklasholzberg.com



Auch Herodot stand davor - Kleobis und Biton im Museum von Delphi
Foto: Adam Carr; <https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/6/66/66/Ac.kleobisandbiton.jpg>

Peter Mommsen (Stuttgart)

Herodot – Die Brücke über den Hellespont¹

Ich habe hier die Ehre, über Herodot zu sprechen, der immer noch Sternchenautor in Baden-Württemberg ist – er ist ja schon seit Jahrhunderten ein besonders beliebter Schulautor und hat als solcher eine enorme Wirkung auf die deutsche Geistesgeschichte gehabt.

Dem Kollegen Herrn Eric Hupel danke ich für die Leitung des Arbeitskreises, in dem unter seinem Vorsitz die griechischkundigen Teilnehmer dieser Tagung die Texte Herodots im Original erarbeitet haben. Ich bin aber der Meinung, dass die Beschäftigung mit diesem für das Verständnis des griechischen Denkens so grundlegenden Autor für alle Teilnehmer dieser Tagung die gleiche Bedeutung haben sollte, wie sie auch für die gebildeten Römer, auf kulturellem Gebiet die Erben der Griechen, einst vorauszusetzen war.

Stefan Kipf, unser langjähriger Vorsitzender im DAV, hat Herodot in der Reihe „Studien zur deutschen Bildungsgeschichte“ bei Böhlau ein sehr schönes Buch gewidmet: *Herodot als Schulautor. Ein Beitrag zur Geschichte des Griechischunterrichts im Deutschland vom 15. - 20. Jh.* (Köln 1999). Seinen Ausführungen kann ich hier folgen.

Cicero hat zwar Herodot mit dem bleibenden Ehrentitel des *pater historiae* versehen, ihn aber als Verfasser von *innumerabiles fabulae* in die Nähe der Dichtung gerückt,² die vernichtende Kritik des Thukydides aufnehmend (I 21/22). Dieser sieht sich von Herodot – dem „Logographen“ – streng geschieden, weil dieser weniger zur Herausfindung der Wahrheit als vielmehr zur „Ergötzung“ seiner Hörer und Leser schreibt. Thukydides hingegen will etwas schreiben, woraus die Leser für die Zukunft lernen sollen, wenn sich Vergleichbares, der menschlichen Natur entsprechend, wiederholt.

Wir wollen sehen, was Herodot selbst dazu im Prooemium zu Buch 1 meint:

Ἡροδότου Ἀλικαρνησέως ἱστορίας ἀπόδεξις ἦδε, ὡς μήτε τὰ γενόμενα ἐξ ἀνθρώπων τῷ χρόνῳ ἐξίτηλα γένηται, μήτε ἔργα μεγάλα τε καὶ θωμαστά, τὰ μὲν Ἕλλησι τὰ δὲ βαρβάροις ἀποδεχθέντα, ἀκλεᾶ γένηται, τὰ τε ἄλλα καὶ δι' ἣν αἰτίην ἐπολέμησαν ἀλλήλοισι.

¹ Dieser Vortrag wurde anlässlich der XXX. Sommerakademie Alte Sprachen am 3. September 2021 am Salem College in Überlingen gehalten. Die Vortragsform wurde in der vorliegenden schriftlichen Fassung beibehalten.

² Cicero, *De leg.* I 5: {QVINTVS} *Intellego te, frater, alias in historia leges obseruandas putare, alias in poemate.* {MARCVS} *Quippe cum in illa ad ueritatem, Quinte, <quaeque> referantur, in hoc ad delectationem pleraque; quamquam et apud Herodotum patrem historiae et apud Theopompum sunt innumerabiles fabulae.*

Dies ist die Darstellung der Forschung des Herodotos von Halikarnassos. Sie ist verfasst, damit die von Menschen vollbrachten Taten nicht mit der Zeit in Vergessenheit geraten und die großen und bewundernswerten Leistungen, die einerseits von den Griechen, andererseits von den Nichtgriechen erbracht wurden, nicht ohne Nachruhm bleiben. Insbesondere aber soll gezeigt werden, warum die Griechen und Nichtgriechen in eine kriegerische Auseinandersetzung miteinander geraten sind.³

Auch Herodot will etwas für die Nachwelt bewahren, aber das sind die *ἔργα μεγάλα τε καὶ θαυμαστά*, die „großen und bewundernswerten Taten der Vorwelt“, die es nicht verdient haben, *ἀκλέα*, „ruhmlos“, zu vergehen, egal ob es die Taten der *Griechen oder der Barbaren* sind. Von einer belehrenden Absicht für die Nachwelt ist nicht die Rede. Thukydides jedoch will mit seiner Geschichte des Peloponnesischen Krieges ein *κτῆμα ἐς αἰεὶ* verfassen, einen für alle Zeiten und Menschen „ewig dauerhaften Besitz“, während das Werk des Herodot nur ein *ἀγώνισμα ἐς τὸ παραχρῆμα* sei, wie Thukydides es verächtlich nennt, ein „Preisstück“⁴ für den „momentanen“ Beifall.

Aber Herodot verfolgt noch eine zweite Absicht, die „aitiologische“. Die Darlegung, *aus welchem Grunde sie* – d.h. auf das Vorhergehende Bezug nehmend: *die Griechen und die Barbaren* – miteinander Krieg führten, ist, wie Otto Regenbogen am griechischen Text eingehend dargelegt hat,⁵ die Hauptabsicht des Werkes.

Wie aber Kipf herausgearbeitet hat, schwankt die Herodotlektüre im Griechischunterricht unserer jüngeren Zeit immer zwischen den beiden Polen: Herodot, der Fabelerzähler und Novellist (Stichwort: der Meisterdieb) oder der Autor der „Perserlinie“ (Stichwort: Thermopylen). Wobei sehr schön zu beobachten ist, wie in Deutschland in den Zeiten nationalen Überschwangs die Perserlinie den Vorrang einnimmt, während man, wenn es einmal wieder schief gegangen ist, sich auf Herodot den Novellisten zurückzieht. Nach dem Ersten Weltkrieg konnte man 1920 bei Theo Herrle,⁶ einem maßgebenden Vorarbeiter für die neuen Richtlinien zu den Lehrplänen der höheren Schulen in Preußen, lesen:

Die kriegerischen Ereignisse des Perserzuges, die man früher viel las, sind durch den Weltkrieg klein geworden und verblaßt; wir sind es müde geworden, von Kampf und Sieg zu lesen, wo wir

³ Die Übersetzung folgt (auch im folgenden) derjenigen von Christine Ley-Hutton (Stuttgart, 2002).

⁴ Die übliche Übersetzung „Prunkstück“ trifft es nicht ganz. Im griechischen Wort steckt der *ἀγών*, in dem der Autor den ‚Preis‘ davongetragen hat.

⁵ Otto Regenbogen: Herodot und sein Werk. Ein Versuch. Ursprünglich erschienen in *Die Antike* 6, 1930, 202-248; hier zitiert nach dem Abdruck in W. Marg (Hg.), *Herodot*, Darmstadt 1962, 57-108, hier S.105 f.

⁶ Theo Herrle: Eine pädagogische Auswertung Herodots, Njb 45, 1920, S. 207 (Kipf S. 189).

Kampf und Sieg verloren haben. Die Werte, die man früher für den Unterricht hier gewann, mögen für andere Zeiten ruhen.

Wie sieht eine Lektüreauswahl dieser Zeit aus?

Max Krüger (1886-1970), einflußreicher Didaktiker seiner Zeit, hat 1930 einen Lektürevorschlag in diesem Sinne abgeliefert.⁷ An erster Stelle steht „Herodot der Novellist“ mit *Kroisos und Solon, Polykrates, Das Schatzhaus des Rhampsinit* (der Meisterdieb); es folgt „Herodot der Ethnograph“ (*Lyder und Etrusker, persische Sitten und Gewohnheiten*). Erst an letzter Stelle erscheint „Herodot als Geschichtsschreiber der Perserkriege“ mit *Marathon und Salamis*.

Nun, die anderen Zeiten kamen wieder, und damit eine Neuausrichtung auf den kriegerischen Herodot, jetzt unter dem zeitgemäßen Aspekt, „die völkische Besonderheit“ im Kampf um ihr „Daseinsrecht“.⁸ Denn jetzt herrschte die Rassenideologie, die die geistig-kulturell angeblich den Deutschen besonders nahe stehenden Griechen nun auch rassistisch vereinnahmte⁹ – so falsch das auch sein mochte: die Perser waren ja auch „Arier“. Der bei Herodot gegebene Gesichtspunkt Europa-Asien konnte leicht auf die Ost-West-Auseinandersetzung übertragen werden, den Kampf des germanischen Herrenvolkes gegen östliches Untermenschentum.

Die Reaktion nach 1945 fiel wie zu erwarten aus. Die Lektüre der Perserkriege war, wie damals andere kriegerische Texte auch, zunächst durch die Alliierten überhaupt verboten. Die religiöse Deutung der Geschichte durch Herodot trat in den Vordergrund, ebenso in der Zeit der „Umerziehung“ der „Erzieher Herodot“, mit den Schwerpunkten des Kroisos-Solon-Logos und des Polykrates. Xerxes erscheint als Vertreter des Despotismus gegenüber der Welt der Freiheit, als Tyrann mit Anklängen an Hitler. Das Ost-West-Denken kehrt im Kalten Krieg zurück. Der Heldentod bei den Thermopylen wurde nun vor allem negativ gesehen, als eine Folge des δεσπότης νόμος, des „herrischen Gesetzes“ (Kipf, S. 268).

Im übrigen befand man sich immer auf der sicheren Seite, wenn man sich dem novellistischen Herodot, dem Fabelerzähler, zuwandte, wie es in einem sehr weit verbreiteten Buch geschah: Werner Keller, *Da aber staunte Herodot*, München/Zürich 1972, zum Wohlgefallen einer großen Leserschaft (5. Auflage 1978). Lassen Sie mich die Rezension im *Spiegel* 15/1972 zitieren:

⁷ Max Krüger: *Methodik des altsprachlichen Unterrichts*, Frankfurt 1930, S. 178 (Kipf S. 214).

⁸ Wolfgang Aly: *Das griechisch-römische Altertum im Rahmen der nationalsozialistischen Erziehung*, in: *Volk im Werden* 1934, S. 228/229 (Kipf S. 218).

⁹ Manfred Fuhrmann: *Die humanistische Bildungstradition im Dritten Reich. Humanistische Bildung* 8, 1984, S. 150.

Leckere Legenden. Die Antike gibt immer noch was her. Nachdem Bestseller-Autor Werner Keller, 62, jüngst erst bei den Etruskern ein Licht entdeckt hat, hat er nun seinen literarischen Urahn, den „ersten Sachbuchautor“ Herodot ausgegraben, neckisch illustrieren lassen und ihm auch gleich (siehe Bestsellerliste) zu frischem populären Ruhm verholfen. [...] Und Herodot ist ein amüsanter Plauderer über alle möglichen volkskundlichen Kuriosa. So erfährt man von ihm – via Keller – beispielsweise, dass im alten Ägypten „die Frauen Harn im Stehen lassen, die Männer hingegen im Hocksitz“, oder dass die Tochter des Pharao Cheops sich in einem Bordell dadurch ihre eigene Pyramide verdient, dass sie „sich von jedem Mann, der mit ihr schlafen wollte, einen Baustein schenken ließ“.

Aber es wurde wieder ernst durch die „Curriculare Unterrichtsrevision“ im Gefolge des „Bildungsnotstandes“, den Georg Picht 1965 ausgerufen hatte:

Der überkommene Bildungsbegriff und die daraus abgeleiteten Bildungsziele der höheren Schule entsprechen nicht dem Bildungsauftrag, der in den Anforderungen der modernen Gesellschaft vorgezeichnet ist.¹⁰

Um das „Modernitätsdefizit“ der Alten Sprachen auszugleichen, machte sich der *Didaktische Ausschuss* des DAV schon 1970 an die Arbeit. Er beseitigte diesen Mangel, indem, dem *curricularen* Prinzip folgend, den bisher pauschalen *Bildungsinhalten* genau definierte *Bildungsziele* vorgeschaltet wurden, die den aktuellen Bildungsnotwendigkeiten entsprechen sollten. Schon früher hatte man gefordert „die Geschichte von Solon und Kroisos nicht als unterhaltsame Novelle zu lesen; vielmehr muß die Interpretation das Anliegen Herodots deutlich machen: dass es dabei etwas zu *lernen* gibt.“¹¹ Was da zu lernen war, eine „trübe Wahrheit“, wie wir noch sehen werden, passte so gar nicht in die neue Welt, auf die die Schüler vorbereitet werden sollten. Schon eher war zu wünschen die Vermittlung einer demokratischen Grundhaltung, abzuleiten aus der Verfassungsdiskussion des 3. Buches (*cap.* 80-82) oder die Vorbereitung auf die offene Gesellschaft durch den ethnologischen Blick auf die Seltsamkeiten im Leben der Völker in den exotischen Schilderungen Herodots. Führt es aber wirklich zur „Erziehung zu demokratischen Verhaltensnormen“,¹² wenn in der Verfassungsdiskussion die Demokratie mit allen ihren Nachteilen als eine von 3 Möglichkeiten erscheint, Darius sich dann für die Monarchie entscheidet? Kann man in dem die Exotik bestaunenden Herodot wirklich einen Vertreter der Toleranz¹³ und den Wegbereiter der „offenen Gesellschaft“ in unserem Sinne sehen? Mit anderen Worten: wenn wir aus den antiken Texten unsere moderne Einstellung herauszuziehen versuchen, werden wir sie überfordern und sie und

¹⁰ Georg Picht: Zehn Thesen zur höheren Schule, Olten/Freiburg 1965 (Kipf, S. 291).

¹¹ Max Krüger: Methodik des altsprachlichen Unterrichts, neubearb. v. Georg Hornig, Frankfurt a.M., 1959, S. 227.

¹² Alfons Huber: Die Verfassungsdebatte bei Herodot (III 80-82) als ein Beitrag zur politischen Bildung, in: *Anregung* 23/3, 1977, S. 163-172 (Kipf S. 312).

¹³ Kipf S. 317 f.

uns bei den Schülern unglaublich machen. Das Fremde soll fremd bleiben, das macht den Reiz unserer allein durch den zeitlichen Abstand so befremdlichen Texte aus. Nur so werden unsere Schüler zum Nachdenken angeregt.

Alles in allem erscheinen ja überhaupt die Perserkriege für uns Heutige als ein völlig irrationales Geschehen:

- 1) Was konnte das Riesenreich der Perser veranlasst haben, sich auf das winzige Griechenland mit voller Kraft zu stürzen?
- 2) Was konnte die Angegriffenen veranlasst haben, sich dieser Übermacht entgegenzustellen?
- 3) Was war die Ursache für den Ausgang dieses ungleichen Kampfes?
- 4) Warum kam es nach diesem unglaublichen Sieg nicht zu einem nationalen Überschwang, wie er sich sonst auch bei geringeren Siegen (Deutschland-Frankreich 1871) einzustellen pflegt?

Mit 3) wollen wir uns hier nicht beschäftigen, hier sind militärisch-technische Fragen zu klären, für die ich mich nicht genügend kompetent fühle. Umso mehr bin ich verpflichtet, auf die Fragen 1, 2 und 4 eine Antwort zu geben, da mein Lektürevorschlag davon bestimmt wird. Dabei lasse ich mich von der bereits angedeuteten Fragestellung leiten, wie sie auch Otto Regenbogen schon 1947 für unsere Fächer aufgeworfen hat:

Die Frage ist, ob man das scheinbar Unzeitgemäße als das Überzeitgemäße zu erkennen und zu ermöglichen gesonnen und imstande ist? Ob man das, was mehr denn je not tut, eine höhere Achtung der Vernunft, eine straffere Zucht des Denkens und Lernens, eine größere Ehrfurcht vor der Tradition gerade auch auf dem Wege des Humanismus wieder zu erwecken gewillt ist, Ehrfurcht vor einer Tradition, die ja nicht nur und nicht einmal in erster Linie unsere Tradition, sondern eine Tradition unserer wiederherzustellenden Kulturgemeinschaft ist.¹⁴

Regenbogen hat diese Frage noch in dem Sinne beantwortet, dass den antiken Texten, auch denen des Herodot, dieses „Überzeitgemäße“ innewohne, welches in der damaligen Not des Volkes als 3. Humanismus wieder verkündet werden müsse.

Manfred Fuhrman¹⁵ hat diese Bedeutung unserer antiken Texte glatt verneint und als „Lateinlehrerideologie“ verspottet. Meine eigene Haltung in dieser Frage ist: Mit der Einstellung Fuhrmanns entfällt die Verbindlichkeit unserer Texte, wir dürfen aber nun auch das „Unzeitgemäße“ mit unseren Schülern lesen, allerdings in der Haltung des Forschers, der sich über sein Mikroskop beugt, um die Absonderlichkeiten dieser Texte mit Aufmerksamkeit zu studieren: *delirant isti*

¹⁴ Otto Regenbogen: Humanismus – heute?, Heidelberg 1947 (Kipf S. 260, Anm. 77).

¹⁵ Manfred Fuhrmann: Die Antike und ihre Vermittler, Konstanz 1969, S. 28 (Kipf S. 283).

Romani – ein Schülerspruch aus dem lateinischen Asterix, der auch auf den Griechischunterricht umgeformt werden könnte.

Nach der Interpretation des Prooemiums, wie sie hier vorgetragen wurde, kommen wir nicht daran vorbei: Für Herodot sind die Perserkriege das Thema seines Werkes, und wir müssen sie in den Mittelpunkt unserer Lektüre stellen, wenn auch mit der von Fuhrmann beschriebenen Distanz. Des Vergnügens an den Novellen des Herodot brauchen wir uns dann nicht zu berauben, wenn in ihnen das eigentlichen Thema präsent ist.

Lassen Sie mich, bevor wir uns mit der ersten Novelle – der Geschichte von Kleobis und Biton – beginnen, vorher die Frage klären: *Woher weiß Herodot, was er weiß?* Den Gang in die Landesbibliothek, gar zum Internet gab es für ihn nicht. Im 2. Buch, dem Ägyptenbuch erhalten wir dazu eine Auskunft:

Bis hierher haben meine eigene Anschauung – ὄψις – , meine Meinung – γνώμη – und meine Erkundung – ἰστορίη – gesprochen, von hier an gehe ich dazu über, ägyptische λόγοι (Reden) zu erzählen, wie ich sie gehört habe. Doch wird auch etwas aus meiner eigenen Anschauung – ὄψις – dabei sein. (II 99)

Das Erste für Herodot war also die ὄψις: Hinfahren, sich umschaun, sichtbare Zeugnisse, auch Inschriften, zur Kenntnis nehmen. Es kamen dazu ἰστορίη, Erkundigungen einziehen bei den Leuten vor Ort: den Priestern bei der Cheopspyramide, im Heiligtum von Delphi. Aus allem bildete sich die γνώμη, d.h. durch „Erkenntnis“ das eigenes „Urteil“: wie alles zusammenpasst, was der Gesamtsinn ist. Dieses Verfahren des Herodot lässt sich überall in seinem Werk nachvollziehen. Wir können Herodot auf Schritt und Tritt bei der Arbeit mit ὄψις, ἰστορίη und γνώμη beobachten.

Zum Beispiel in Ägypten, wo man ihm von Mykerinos, dem Sohn des Cheops, eine Schauergeschichte erzählt (II 131): Mykerinos, sonst ein guter König, hat der eigenen Tochter Gewalt angetan, worauf diese sich erhängte. Die Mutter habe den Dienerinnen die Hände, mit denen sie das Mädchen dem Vater ausgeliefert hatten, abgeschnitten, weswegen die 20 Standbilder aus Holz, die diese Dienerinnen darstellten, keine Hände hätten. Dazu die γνώμη des Herodot:

Dies sagen sie und schwätzen dabei dumm daher. besonders das mit den Händen der Figuren; das nämlich haben wir selbst gesehen, dass sie ihre Hände im Laufe der Zeit verloren haben, die nämlich neben ihren Füßen liegend zu sehen waren, und zwar noch bis in meine Zeit.

An der Cheopspyramide läßt Herodot sich von einem Dolmetscher die 2000 Jahre alten Hieroglyphen vorübersetzen: eine Rechnung über 1600 Talente für Rettich, Zwiebeln und Knoblauch zur Verpflegung der Arbeiter.

Es ist anzumerken, dass die ὄψις auch unserer Wissenschaft neuen Schwung verliehen hat. Theodor Mommsen machte die ‚Autopsie‘, wie er es nannte, zum Grundprinzip der Arbeit am *Corpus inscriptionum Latinarum*, in dem keine der

300 000 Inschriften steht, die nicht er selbst oder einer seiner ‚Reisemänner‘ in Augenschein genommen hat. In der Archäologie ist die Photographie ganz unentbehrlich geworden, aber noch immer schickt man die Nachwuchswissenschaftler auf die große Stipendiatenreise durch die Länder des Mittelmeeres. Selbst unsere Kommission „zur Erstellung von Handreichungen für die Realien zum Lateinunterricht“, die der verstorbene Günter Reinhart so erfolgreich geleitet hat, folgte diesem Prinzip: Sie führte unsere Schüler durch Exkursionen zu den Monumenten selbst, heraus aus der Enge der Schulstube, zur unmittelbaren Betrachtung der Antike.

Ein besonders eindrucksvolles Beispiel für die ὄψις bei Herodot liefert aber die Erzählung von Kleobis und Biton. Solon teilt sie Kroisos, dem reichsten Mann seiner Zeit, mit, um ihm auch den zweiten Platz im Glücklichen sein – den ersten bekam der unscheinbare athenische Bürger Tellos zugewiesen, der im Tod für die Vaterstadt ein rühmliches Ende fand – zu verweigern.

[Kroisos wollte] nun weiter wissen, wen er [= Solon] als Zweitglücklichsten [...] ansah [...]. Der aber sagte: „Kleobis und Biton.“ Diese nämlich – sie stammten aus Argos – verfügten über [...] Körperkräfte folgender Art: Beide hatten Kampfpreise erhalten, und als – wie man erzählt – die Argiver ein Hera-Fest veranstalteten, musste die Mutter der beiden unbedingt auf einem Gespann in das Heiligtum gebracht werden. Ihre Zugtiere waren aber nicht rechtzeitig vom Feld zurückgekommen. Da die Zeit drängte, spannten die jungen Männer sich selbst unter das Joch und zogen den Wagen; auf dem Wagen aber fuhr die Mutter. Nachdem sie 45 Stadien zurückgelegt hatten, kamen sie zum Heiligtum. [...] Hoherfreut [...] trat [die Mutter] vor die Götterstatue und betete, die Göttin möge ihren beiden Söhnen, Kleobis und Biton, [...] das Beste schenken, was ein Mensch erlangen könne. Als sie nach dem Gebet geopfert und gespeist hatten, legten sich die jungen Männer im Tempelbezirk schlafen und wachten nicht mehr auf, sondern fanden auf diese Weise den Tod. Die Argiver ließen Statuen von ihnen anfertigen und stellten diese in Delphi auf, da sie ihrer Meinung nach vortreffliche Menschen gewesen waren. (I 31,1-5)

In der Wissenschaft ist man mittlerweile der Meinung, dass die Legende aus den beiden Statuen im Heiligtum des Apoll in Delphi und der beigefügten Inschrift „herausgesponnen“ ist.

Warum stehen die beiden, dem Aussehen nach Zwillinge, in Delphi? Weil sie TAN MATAPA „die Mutter“ (Sockel A) ΕΑΓΑΓΟΝ ΤΟΙ ΔΥΙΟΙ ΗΡΕΑΙΟΝΔ’ „zum Heraion zogen, die zwei“ (Sockel B). Auf Sockel A müssen die Namen der Dargestellten gestanden haben, ΚΛΕΟΒΙΣ ΚΑΙ ΒΙΤΟΝ „Kleobis und Biton“: Der Raum ist dafür vorhanden, von Biton ist die zweite Silbe erhalten. Auf Sockel B lesen wir außerdem die Künstlersignatur ΠΟΛΥΜΕΔΕΣ ΕΠΟΙΕΕ ΗΡΑΓΕΙΟΣ „Polymedes machte (sie), der Argiver“: die erste Silbe des Künstlernamens ist frei ergänzt; der Herkunftsname des Künstlers bezeugt die Lokalisierung.

Es war zweifellos eine ganz ordentliche Leistung, den Ochsenkarren über 45 Stadien (gleich 8 km) zu ziehen. Ob das aber die Stiftung der Ehrenstatuen in

Delphi gerechtfertigt hat? Es war doch wohl eher die die Pointe der Fabel, die auch Herodot beeindruckt hat: Die dankbare Mutter bekommt auf ihren Wunsch, ihren Söhnen möge das Beste zuteil werden, was ein Mensch erlangen kann, die Lehre erteilt, dass dieses Beste der Tod sei. Diese „trübe Wahrheit“¹⁶ ist eine Lehre für alle Menschen. Deshalb, so die eigentliche Deutung, fand das Brüderpaar auch Aufstellung im Heiligtum des Gottes, wo die berühmte Inschrift verkündete: ΓΝΩΘΙ ΣΑΥΤΟΝ „erkenne dich selbst“, ohne das gewohnte Drumherum von Besitz, Ehre, Macht: dass Du ein Mensch bist, also nicht viel, nämlich vergänglich. Woher Herodot diese Deutung bekam, durch ἰστορίη am Ort, sicher nicht von ihm selbst ersonnen, aber mit voller Zustimmung in den Solon-Kroisos-Logos eingepasst, steht dahin.

Wenden wir uns nun dem Bau der Brücke über den Hellespont zu (VII 35-36). Herodots Schilderung zerfällt in zwei Teile – den novellistischen Teil (*cap.* 35) und den technischen Teil (*cap.* 36), den wir paraphrasierend wiedergeben.

Mit erstaunlichem technischem Verständnis beschreibt Herodot den Bau der zwei Brücken, eine für Fußvolk und Reiterei, die andere für den Tross. Es war eine Schiffsbrücke. 360 bzw. 314 50-Ruderer (Pentekonteren) und Trieren wurden gegen den Strom von 1 ½ Knoten (= 3 km/h), bei Wind mehr (bis 7,5 km/h) gestellt, so dass der Bug zum schwarzen Meer wies. Das Hauptproblem war, die Schiffe in Position zu halten. Wegen der Tiefe (90 m) waren Anker nur am Rande der Durchfahrt möglich. Man mußte also Seile spannen, um die 2000 m zu überbrücken. Herodot gibt an, dass es für jede Brücke zwei aus Weißflachs und 4 aus Papyrus waren. Aus der Gewichtsangabe des Herodot (1 Talent = 26 kg für eine Elle) hat man für die äußeren aus Flachs einen Durchmesser von an die 30 cm errechnet. Diese Seile können wegen des hohen Gewichts, der geringen Flexibilität nur an Ort und Stelle geseilert worden sein, in mehreren Stücken. Die dünneren Seile, aus denen die dicken gedreht wurden, waren dem Material nach in Ägypten hergestellt (Papyrus und Flachs) und zum Hellespont gebracht worden. Der Heereszug des Xerxes nahm ja mehrere Jahre der Vorbereitung in Anspruch. Auf die dicken Seile, die man an Ort und Stelle drehte, kamen quer gelegte Holzbohlen und über Reisig fest gestampfte Erde. Tierpsychologisch wohlbedacht, versperrten seitliche Balustraden den Blick auf das Meer, dessen Anblick Panik bei den Pferden und Zugtieren verursacht hätte.

Die Brücken waren beim Rückmarsch des Xerxes von einem großen Sturm bereits zerstört (VIII 117). Das soviel kleiner gewordene Heer musste mit den Resten der Flotte übersetzen. Ὀψις war für Herodot also nicht möglich, wenn man davon absieht, dass er Reste der Seile gesehen hat, welche die Athener in die

¹⁶ Otto Regenbogen 1930 (wie Anm. 5), mehrfach.

Tempel stifteten (IX 121). Den Ort der Brücke aber wird Herodot auf seine Eignung hin ebenso gemustert haben, wie es Dietram Müller getan hat, dem wir eine Skizze vom Ort des Geschehens verdanken.¹⁷ Herodots Beschreibung der Brücke beruht also auf ὄψις und ἰστορίη bei den Zeugen dieses gewaltigen Unternehmens, die Herodot noch befragen konnte, aber mit γνώμη, d.h. mit erstaunlichem technischen Sachverstand von Herodot überprüft: so hat ja die Brücke für den Übergang des Riesenheeres – er dauerte „sieben Tage und sieben Nächte“ (VII 56) – funktioniert. Die γνώμη kommt aber noch mehr im ersten, dem novellistischen Teil der Geschichte zum Zuge (*cap.* 35).

Das Urteil des Herodot ist immanent klar: Xerxes ist von hochgradiger Hybris ergriffen, er sieht sich als Herrn über die Natur, die bei den Griechen von Göttern beseelt war. Uns moderne Menschen beeindruckt die technische Leistung des Brückenbaus, das Frevelhafte daran übersehen wir. Wir sind ja mit unserem Handeln gegen die Natur durchaus Frevler im griechischen Sinne. Erst die Beschimpfung des Pontos, seine Geißelung, die Versenkung der Fußfesseln, das Aufprägen der Brandzeichen (VII 35) machen uns in grotesker, sogar komischer Weise auf die Verblendung des Frevlers aufmerksam – Zutaten aus der Fabulierlust des Herodot?

Nicht minder beeindruckt uns der Bau des Kanals am Athos,¹⁸ der von Xerxes angelegt wird, um der Flotte 2 x 50 km Fahrt um das immer stürmische Vorgebirge zu ersparen. Dareios hatte hier einen Teil seiner Flotte verloren.

Herodot ist auch davon keineswegs beeindruckt:

Als ich darüber nachdachte, befand ich, dass Xerxes aus Prahlucht diesen Graben zu bauen befohlen hat, da er seine Macht zeigen und ein Denkmal hinterlassen wollte. Obwohl es möglich gewesen wäre, die Schiffe ohne Mühe über die Landenge zu ziehen, hat er befohlen, einen so breiten Graben für das Meer zu bauen, dass zwei Trieren, wenn sie nebeneinander gerudert werden, fahren konnten. (VII 24)

Ὅψις war hier für Herodot möglich, da der Kanal zu seiner Zeit zwar verlandet, aber im Gelände zu verfolgen war. Noch heute bezeichnen kleinere Seen und Feuchtstellen seinen Verlauf, an einigen Stellen hat man im Erdreich das Profil des Kanals durch seismographische Untersuchungen sichtbar machen können.

Die Übersetzung „Prahlsucht“ für μεγαλοφροσύνη im Urteil des Herodot ist nicht ganz zutreffend: Es heißt eigentlich „Großdenken“, zu groß als es einem Menschen zukommt. Der „Neid der Götter“ hat auch diesen Übergriff notiert und für die Vernichtung aufgespart.

¹⁷ Dietram Müller: Topographischer Bildkommentar zu den Historien Herodots, 2 Bände, Tübingen 1987 und 1997. Skizze zum Hellespont: Bd. 2, S. 72.

¹⁸ Skizze bei D. Müller (wie Fn. 17), Bd. 1, S. 157.

Die Warnung des Artabanos im Kriegsrat, bevor Xerxes den Entschluss zum Feldzug gegen Griechenland fasst, wird nicht gehört. Hier scheint besonders deutlich auf, was das gesamte Werk des Herodot und das Denken der Griechen überhaupt durchzieht: die Angst vor dem $\phi\theta\acute{o}\nu\omicron\varsigma\ \tau\acute{\omega}\nu\ \theta\epsilon\acute{\omega}\nu$, dem „Neid der Götter“. Von Artabanos wird dieses schreckenerregende Wort nicht genannt, aber der Sache nach ist es da:

Du siehst ja, wie Gott mit seinem Blitz die hervorragenden Lebewesen trifft und nicht zulässt, dass sie sich überheben, die kleinen aber reizen ihn nicht. Du siehst auch, wie er seine Geschosse immer auf die höchsten Häuser und eben solche Bäume schleudert. Gott pflegt nämlich alles Überraschende klein zu machen. (VII 10).

Alles, was menschliches Maß übersteigt, ist diesem merkwürdigen Affekt der Götter ausgesetzt. Regenbogen will ihn mit „Eifersucht“ übersetzt haben,¹⁹ ich bleibe bei „Neid“, weil sich Eifersucht primär gegen die Person richtet, der böse Blick des Neides aber auf den Besitz: die 14 Kinder der Niobe, die menschlichen Geliebten der Göttinnen Eos und Demeter (Hom. *Od.* V 118-128), Heer und Flotte des Xerxes.

Wir können nun versuchen, die Frage zu beantworten, was Xerxes angetrieben hat, mit der Macht seines ganzen Reiches gegen das kleine Griechenland zu ziehen. Betrachten wir dazu die Tafel des Hekataios, die Herodot wohlbekannt war (V 49); sie läßt das Vorhaben des Xerxes weniger wahnwitzig erscheinen als es bei einer modernen Karte der Fall ist: sein Streben nach der Weltherrschaft.

Wenn wir sie [sc. die Athener] und ihre Nachbarn, die das Land des Phrygers Pelops [d. h. die Peloponnes] bewohnen, unterwerfen, werden wir das persische Land an die Grenzen des Himmels stoßen lassen. Die Sonne wird nämlich auf kein Land herabschauen, das an das unsere angrenzt, vielmehr werde ich alle mit euch zusammen zu einem einzigen Land machen, wenn ich erst durch ganz Europa gezogen bin. (VII 8)

Den Osten hat das persische Reich schon lange besetzt, neuerdings unter Kambyses durch die Eroberung Ägyptens auch nach Afrika (Libyen) übergegriffen: Es fehlt nur noch der Schritt nach Europa, und dann reicht das persische Reich in der Tat von Rand zu Rand der gewölbten Himmelschale, und alles Land innerhalb des Okeanos steht unter persischer Herrschaft.

Dieser Traum von der Weltherrschaft, von vielen Reichen seitdem geträumt, ist in den Augen unseres gottesfürchtigen Autors Ausdruck höchster Hybris und wird bestraft werden, wenn dieser Mensch auf seinem Wege in den Untergang nicht innehält – Warner gibt es eigentlich genug, die diesen Weg kreuzen.

¹⁹ Otto Regenbogen: Die Geschichte von Solon und Krösus. Eine Studie zur Geistesgeschichte des 5. und 6. Jahrhunderts. *Das humanistische Gymnasium* 41, 1930, 1- 20. Auch in: Walter Marg (Hg.): *Herodot, eine Auswahl aus der neueren Forschung*, Darmstadt 1962, 375-403; hier S. 392.

Mehrfach habe ich in der Literatur zu Herodot gelesen, dass Xerxes doch einmal zur Vernunft gekommen wäre.

Wie er den gesamten Hellespont von Schiffen bedeckt sah und alle Küsten und die Ebenen von Abydos voll von Menschen sah, da pries Xerxes sich glücklich, danach aber brach er in Tränen aus. Als [...] sein Onkel Artabanos [...] wahrnahm, wie Xerxes in Tränen ausgebrochen war, sagte er folgendes: „König, wie sehr voneinander Verschiedenes tust du jetzt und hast kurz vorher getan, denn nachdem du dich glücklich gepriesen hast, weinst du.“ Der aber antwortete: „Es überkam mich zu wehklagen, als ich überlegte, wie kurz das ganze menschliche Leben ist, wenn keiner von diesen, die so viele sind, zum 100. Jahr übrig sein wird.“ (VII 45-46)

Richtig ist, dass Xerxes sich der Grenze bewusst wird, die das menschliche Leben uns maximal setzt. Dies ist aber keine Einsicht im herodoteischen Sinne, im Gegenteil. Im Anblick seiner versammelten Macht überkommt Xerxes der Schmerz, dass 100 Jahre nicht ausreichen, dieses Glück zu fassen. Aber die Rechnung, die jetzt anzustellen wäre, sieht anders aus, wie sie schon im Anfang des Werkes in der Solon- Kroisos-Geschichte angestellt wurde (I 32):

Für ein 70 jähriges Leben gibt es an 26500 Tagen an jedem Tag die Möglichkeit, dass eine einzige συμφορή („Zufall“) das Glück zum Unglück wendet. Das ganze Leben ist in jedem seiner Momente vom Zufall abhängig: Οὐτῶ ὧν, ὃ Κροῖσε, πᾶν ἐστὶ ἀνθρώπος συμφορῇ – „So, o Kroisos, ist der Mensch ganz Zufall“, spricht Solon zu Kroisos, der seinen Sturz noch erleben wird – und Xerxes glaubt, dass 100 Jahre sein Glück nicht fassen können? Der mittlerweile weise gewordene Kroisos teilt dem nun ebenfalls gefährdeten Kyros seine neu gewonnene Weisheit mit:

Meine schlimmen Leiden sind mir zur Lehre geworden. Wenn du glaubst, unsterblich zu sein und ein eben solches Heer zu befehligen, dann dürfte es keinen Wert haben, dir meine Meinung kundzutun. Wenn du aber erkannt hast, dass auch du nur ein Mensch bist und über andere Menschen gebietest, dann begreife zunächst, dass es in menschlichen Angelegenheiten einen Kreislauf gibt und dass er, in ständiger Bewegung, nicht zulässt, dass immer dieselben Glück haben. (I 207)

Kyros beherzigt die Warnung des Kroisos. Xerxes verschließt sich seinen Warnern, und es kommt, wie es kommen muss. Im Anfang des VII. Buches erleben wir Xerxes in gottähnlicher Machtvollkommenheit, zwei Bücher weiter flieht er mit den Resten seines Heeres, seiner Flotte zurück nach Hause.

Im Gefolge des Thukydides haben auch moderne Leser Herodot vorgeworfen, dass seine Geschichtsschreibung die Wahrheit im Sinne brauchbarer Verwendbarkeit verfehle. Otto Regenbogen war es in seinem bahnbrechenden Aufsatz²⁰ vorbehalten, festzustellen, dass Herodot gar nicht diese Art Geschichtsschreibung im thukydideisch-modernen Sinne beabsichtigte. Seine

²⁰ Otto Regenbogen (wie Anm. 5), S. 58 ff.

Geschichtsdeutung ist nicht materiell-anthropologisch, sondern mythisch-religiös. Das zu vermitteln, ist die Hauptaufgabe unseres Herodotunterrichts. Die Novellen des Solon-Kroisos-Logos, der Ring des Polykrates, im Verein mit der Nachzeichnung der Perserlinie an der Figur des Xerxes sind die Teile der Herodotlektüre, bei denen uns das am besten gelingt.

Bleibt noch die Antwort auf die zweite Frage, die wir uns gestellt haben: Was hat die Griechen zu ihrem wahnwitzigen Freiheitskampf getrieben?

Betrachten wir den Kampf bei den Thermopylen ebenso verwunderten Auges, wie es in der Legende des Herodot der Perserkönig tat. Als sein Späher nämlich beobachtet hatte, wie die wenig zahlreichen Spartaner vor ihrem Lager teils trainierten, teils sich ihr Haar kämmt (VII 208), befragte er den zu den Persern übergelaufenen Demaratos, was dieses Verhalten bedeuten solle. Dieser antwortete:

Diese Männer sind gekommen, um mit uns um den Pass zu kämpfen, und dafür bereiten sie sich vor. Bei ihnen nämlich gibt es einen solchen Brauch: Wenn sie ihr Leben aufs Spiel setzen wollen, dann schmücken sie ihr Haupt. (VII 209)

Eins ist klar: Nach Meinung des Herodot gingen die Thermopylenkämpfer nicht in diesen abstrus sinnlosen Kampf, weil es der δεσπότης νόμος, der militärische Befehl, gar das kantische Sittengesetz es befahl. Immer bekränzten sich die Spartaner, wenn sie in den ἀγών zogen, in den „Wettkampf“ um den Siegespreis, ob das nun der Lorbeerkranz oder das Leben war. Auch ihnen ist das Leben nur von zweitrangigem Wert, wie es die Gottheit für Kleobis und Biton gelehrt hat: nur als Einsatz, um zum Ruhm zu gelangen. Ihre ἀρετή, „Tapferkeit, menschlicher Wert“, bestand darin, sich auf diese Probe überhaupt einzulassen, der Ausgang zählte nicht. Das lässt auch Thukydides den Perikles in der Leichenrede auf die Gefallenen des ersten Kriegsjahres aussprechen, bewusst an dieser Stelle seines Werkes zum Kriegsbeginn platziert.²¹

Wir Heutigen, die wir in unserem materialistischen Denken nur das Leben als das höchste aller Güter einschätzen, können uns nur wundern.

Zur letzten Frage: Was hat die Griechen davor bewahrt, nach dem unerhörten, kaum zu glaubenden Sieg über die Perser nicht in den nationalen Größenwahn zu verfallen, wie es andere Völker nach geringeren Erfolgen taten? Es war die gleiche tragische Weltansicht, wie sie Herodot in seinem Werk entwickelt hat, die das athenische Volk sich seit dem Sieg von Marathon in den Tragödienagogen der Dionysien jährlich vor Augen führen ließ. Aus einer dieser Tragödien, den Persern des Aischylos, 472 aufgeführt, seien hier die letzten Verse zitiert. Es ist der Wechselgesang des Xerxes mit dem Chor der persischen Getreuen in Susa.

²¹ Thukydides II 35-46; die ἀρετή der Gefallenen, *cap.* 42.

Das Schauspiel begann in der Pracht des persischen Königspalastes. Die Königinmutter Atossa äußerte ihre Sorge um den Feldzug in Griechenland. Da kommt der Bote herein mit dem Bericht über die verlorene Seeschlacht. Wenig später erscheint in abgerissener Kleidung, atemlos und erschöpft, der geschlagene Xerxes, offenbar im Dauerlauf von Salamis herbeigeeilt – das wird von den „Drei Einheiten“ im klassischen Drama gefordert – mit der Klage:

Xerxes: Weh mir!
Unseliger ich, dass so mich traf
Ein verhasstes, ein nimmer erklärtes Geschick!
So grausam warf, so des Dämons Wut
Sich auf Persiens Stamm! Ich erliege dem Weh!
Denn es löst sich die Kraft mir in Mark und Gebein,
Trifft diese, den Rest der Genossen, der Blick!
Zeus! hätte doch fern mit dem anderen Heer
Mit den Toten zugleich,
Mich begraben des Todes Verhängnis!

Chor: Weh, weh uns, Herr, um das herrliche Heer
Und die hoheitsprangende persische Macht
Und das Heldengefolg,
Nun niedergemähet vom Dämon.

(Aischylos, *Perser* 902-921; übers. v. G. Droysen u. F. Stoessl)

Hier hatte das athenische Volk nicht den verhassten Feind vor Augen, sondern den Tiefgestürzten, dem unser Mitleid gilt, weil dasselbe Schicksal, welches auch uns schlagen kann, ihn geschlagen hat – ein Ausdruck des Humanismus, wie er nur in Griechenland gedacht worden ist. Diese Einsicht ist es, die Herodot und seine Zeit uns vermittelt. Es ist die Frage, ob das nicht mehr ist als die rationale Einsicht des Thukydides in die mechanischen Abläufe der Macht.

Aber die Zeit war vorbei. Als Thukydides schrieb, war Herodot mit dem Denken seiner Zeit vergangen.

Erlauben Sie mir eine Schlussbemerkung. Es könnte so geklungen haben, als ob ich mich durch meine Kritik an der „Lateinlehrerideologie“ aus Ihrem Kreis entfernt hätte. Das Gegenteil ist wahr. Aus meiner Schulzeit kenne ich kein Fach, wo es einen ähnlichen Zusammenhalt gegeben hätte wie in den Alten Sprachen. Wenn wir auch nicht mehr in dem Maße an die Wahrheit unserer antiken Texte glauben, wie es frühere Zeiten getan haben: ihr Wert und die Notwendigkeit, sie zu lesen, wenn es darum geht, unsere Schüler aus der Borniertheit eines gerade aktuellen Weltverständnisses herauszuführen, bleibt unbestritten. Dass wir uns hier, auch in unseren Ferien, darin üben, soll uns für diese nicht geringe Anforderung etwas besser geeignet machen.

Es lebe unsere Ferientagung der Alten Sprachen!

Wolfgang Polleichtner (Tübingen)

Sachkunde – ein alter *terminus technicus* der Fachdidaktik mit neuer Aktualität und Brisanz

Der Begriff „Sachkunde“ ist angesichts neuer Entwicklungen im altsprachlichen Unterricht als Begriff innerhalb der fachdidaktischen Diskussion durchaus wieder neu relevant geworden. Dieser Artikel möchte die wichtigsten Diskussionslinien nachzeichnen und auch neue Vorschläge zu einer Weiterentwicklung sachkundlichen Wissens im altsprachlichen Unterricht unterbreiten, die sich aus neuen Anforderungen an den Latein- und Griechischunterricht ergeben.

1. Sachkunde im weiteren Sinn

Die Klassische Philologie und ihre Fachdidaktik sind es gewohnt, diesen Begriff intern durchaus kontrovers und gleichzeitig in recht großer Distanz zu seiner heute üblichen Bedeutung zu definieren. Sachkunde fragt heute allgemein danach, wie gut sich jemand in einem bestimmten Thema auskennt und sich in und mit ihm kompetent bewegen kann.¹ „Sachkundige Personen“ sind zum Beispiel in unterschiedlichsten Bereichen des Berufslebens heute fest etablierte Verantwortungspositionen – etwa im Arzneimittelrecht oder in der Betriebssicherheit. „Sachkundenachweise“ sind für bestimmte Tätigkeiten erforderliche Bescheinigungen.

Die Bedeutung dieses Begriffs für die Klassische Philologie erschöpft sich hierin nicht. Es ist festzuhalten, dass der Begriff „Sachkunde“ im Rahmen des Latein- und Griechischunterrichts zwei verschiedene Bedeutungen hat.

Wie sachkundig eine Lehrkraft ist, beschreibt also zunächst wie anderswo auch hier generell den Grad ihres eigenen Fachwissens und ihrer Handlungskompetenz im Fach („*hard skills*“ oder auch „fachbezogenes Professionswissen“).² Der Stellenwert der Sachkunde in diesem Sinn für Lehrkräfte an Schulen variiert je nach dem Blickwinkel von diesbezüglich Befragten, spielt aber in der öffentlichen und auch in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung um die Tätigkeitsbeschreibung von Lehrkräften und Reformen des Berufsbildes immer wieder eine große Rolle.³ Die Bedeutung von fachwissenschaftlichen Anteilen in der Ausbildung von Lehrkräften ist hierbei durchaus umstritten. Bildungswissenschaftliche und auch fachdidaktische Anteile werden einerseits als in der Ausbildung – sowohl während des Studiums, als auch in den praktischen

¹ Der *Duden* in der aktuellen 28. Auflage gibt s.v. als Wortbedeutung neben „Sachkenntnis“ lediglich noch das Unterrichtsfach „Sachkunde“ der Grundschulen an (Dudenredaktion 2020).

² Vgl. Gouaffo 2014, 253 und Lindl/Kloiber 2017.

³ Vgl. Terhart 2011.

Ausbildungsphasen und in der Zeit der Berufstätigkeit danach – zu kurz kommend beschrieben.⁴ Kritik gibt es auch aus einer anderen Richtung: Der Studierendenrat der Universität Tübingen zum Beispiel monierte in einer Anfrage an die lehramtsausbildenden Fächer seiner Universität generell eine mangelnde Passung von fachwissenschaftlichen Anteilen des Studiums und dem für die Schule nötigen fachwissenschaftlichen Wissen und den diesbezüglichen Kompetenzen. Generell ist man aber aufgrund von Studien gleichzeitig davon überzeugt, dass eine höhere Qualität auch der fachlichen Ausbildung von Lehrkräften auch für einen gleichen Effekt bei Schülerinnen und Schülern sorgt.⁵ Eine diesbezügliche Balance ist wohl sicherlich generell immer wieder, aber auch speziell heute neu zu finden.

2. Sachkunde als innerfachlicher *terminus technicus*

Zweitens bezieht sich Sachkunde speziell im Bereich der Klassischen Philologie auf die Dinge und Verhältnisse, die in Texten besprochen oder vorausgesetzt werden, ohne die ein bestimmter Text nicht hätte entstehen oder rezipiert werden können. Daher muss dieses Wissen um diese Hintergründe natürlich auch in die Übersetzungs- und Interpretationsarbeit einfließen. Sonst kann ein Text nicht richtig verstanden werden. Die Frage nach dem „richtigen Verstehen“ von Texten muss dann auch weiteren literaturtheoretischen Aspekten gerecht werden, die hier allerdings nicht näher erörtert werden können.⁶

Allerdings ergab sich eine weitere Begriffsauffächerung: Fritsch definierte den Begriff der „Realienkunde“ so, dass diese alle diejenigen Dinge umfasst, die von der Archäologie entweder im Original oder in Rekonstruktion für uns zur Verfügung gestellt werden, also haptisch oder zumindest physisch erfahren werden können.⁷

Wülfing hingegen prägte den Begriff der „Alttertumskunde“: das Sachwissen über die Antike neben den Texten.⁸ Kipf wandte ein, dass der Schulunterricht die gesamte lateinischsprachige Literatur in den Blick nehme.⁹ So verzichtet auch

⁴ Vgl. Friedmann/Goos/Greiner 2014.

⁵ OECD 2018, bes. 96.

⁶ Dass sich von hier aus zum Beispiel Fragen der Erkennbarkeit von Autorintention usw. ergeben, soll hier nur angedeutet werden. Zur Praxis der Übersetzung im Lateinunterricht vgl. etwa Nickel 2016. Zum Verstehen von Texten vgl. jüngst auch Kuhlmann/Horstmann/Korn 2022.

⁷ Vgl. Fritsch 1991, 7.

⁸ Vgl. Wülfing 1979, 312 und Piecha 1994, 18.

⁹ Vgl. Kipf 2006, 271 Anm. 183.

Nickel auf eine Eingrenzung in Frage kommender Epochen bei seiner Definition von „Realienkunde“.¹⁰

Ein weiterer, seine eigenen wissenschaftshistorischen Wurzeln zwar nicht verleugnender, aber dennoch weitgehend synonym zu „Sachkunde“ gebrauchter Begriff ist „Kulturkunde“.¹¹ Bode operiert hingegen mit dem Begriff der „Kulturgeschichte“.¹²

So wird deutlich, dass gemeinhin zwischen Sach- und Realienkunde heute nicht mehr oder kaum noch unterschieden wird.¹³ Allerdings ist daher zu konstatieren, dass damit auch Text hintergründe, die sich nicht auf das rein Dingliche beschränken, unter den Begriff „Realienkunde“ subsummiert werden.

3. Folgerungen

Aus dem oben genannten Befund, dass sich für „Realienkunde“ im Lateinunterricht ganz parallel zur Entwicklung in der Latinistik als Fachwissenschaft, die vor allem auch das Neulateinische als Forschungsgegenstand für sich reklamierte,¹⁴ eigentlich keine zeitliche Eingrenzung finden lässt, ergibt sich eigentlich für den Griechischunterricht eine neue Anforderung: Die übliche Konzentration des Lektüreunterrichts im Griechischen auf Homer und die Literaturepoche der Klassik wird heutzutage durch Autoren wie Lukian zwar etwas in Richtung Kaiserzeit aufgebrochen. Aber es stellt sich die Frage, ob nicht genereller die alt- und mittelgriechische Literatur von didaktischem Interesse wäre. Schließlich sucht der Griechischunterricht sprachlich auch einen noch viel direkteren Anschluss ans Neugriechische als das Lateinische an die romanischen Sprachen. Und analog etwa zur Auseinandersetzung mit dem Islam im Lateinunterricht¹⁵ ist der Griechischunterricht nicht zuletzt durch die in dieser Sprache vorliegende Literatur ebenso dazu prädestiniert, auch auf diesem Gebiet interreligiösen und interkulturellen Austauschs tätig zu werden. Aber warum sollte man sich zum Beispiel auch die Gelegenheit entgehen lassen, Griechisch- und Lateinunterricht mit der Übersetzung der *Metamorphosen* oder der *Heroides* Ovids durch Maximus Planudes oder Thomas Morus' oder Erasmus' Lukianübersetzungen

¹⁰ Nickel 2001, 231: „Vermittlung von Kenntnissen über die ‚Realien‘, die *res*, die außersprachlichen Gegebenheiten ..., von denen in den Texten die Rede ist und in deren Umgebung die Texte entstanden und rezipiert worden sind.“

¹¹ Müller/Janka 2017, 55-61.

¹² Bode 2008.

¹³ Vgl. Kipf 2006, 271 Anm. 183 und auch Wittlich 2015, 108-122 sowie Lobe 2018.

¹⁴ Vgl. Ludwig/Glei/Leonhardt 2003.

¹⁵ Vgl. Weitz 2021.

zumindest zu bereichern, um einmal Cicero und andere als Übersetzer zu übergehen?

4. Entwicklungslinien des altsprachlichen Unterrichts

Die Klassische Philologie hatte bis weit ins 20. Jahrhundert mit einer großen Skepsis gegen eine Überfrachtung des Latein- und Griechischunterrichts mit Bildern, Karten, Kunstwerken, Bauten und ähnlichen Dingen zu kämpfen, auch wenn gleichzeitig wissenschaftliche Großprojekte wie die „Realencylopädie der classischen Altertumswissenschaft“ (1893-1978) unternommen wurden. Eine Beschäftigung mit diesen Gegenständen im Unterricht lenkte von den Texten ab und erzeugte eine Unfähigkeit zum Verständnis und Erlernen von Sprache und zur Interpretation von großen literarischen Werken.¹⁶ Eine wichtige Rolle spielte in dieser Auseinandersetzung dann aber die sogenannte DAV-Matrix von 1971. Programmatisch wurden Sprach- und Textarbeit ergänzt durch sachkundliche Aspekte.¹⁷

Zugespitzt könnte man sagen, dass sich hier die Aufspaltung der Klassischen Altertumswissenschaften an den Universitäten in Archäologie, Kunstgeschichte, Geschichte und Philologie in den Unterrichtsfächern Griechisch und Latein an Schulen spiegelt.¹⁸ Die letzte generelle Debatte zur Selbstdefinition der Klassischen Philologie zwischen einer prinzipiell kultur- oder einer literaturwissenschaftlichen Auffassung der eigenen Disziplin ist ebenfalls noch nicht lange her.¹⁹ Heute setzt sich zunehmend die Auffassung durch, dass sich Latein und Griechisch an Schule und Universität des Vorteils ihrer Position als Sattelfächer zwischen Kultur-, Sprach- und Literaturwissenschaften bewusst werden und diesen Anspruch bewusst integrativ bedienen sollten.²⁰

Aktuell aber stellen sich manche die Frage, ob eine Überbewertung der sachkundlichen Aspekte des altsprachlichen Unterrichts droht und die

¹⁶ Kipf 2006, 271-280 und Lobe 2018, 51f. Diese Skepsis anderen Medien als den Texten gegenüber wiederholt sich allerdings in der Zeit der digitalisierten Medien. Vgl. etwa Rembiak 2019, bes. 19f.

¹⁷ Vgl. Kipf 2006, Kapitel VI, besonders 271-280. Die motivationalen Potenziale der Arbeit mit und an der (altersgerechten) Sachkunde im Unterricht sind vielfach hervorgehoben worden.

¹⁸ Zur Geschichte der Klassischen Altertumswissenschaften vgl. etwa Jäger 1990, Kap. 1.2 oder im Hinblick auf Sachkunde knapp Müller/Janka 2017, 55f. Das Fehlen einer eigenen Sprachwissenschaft auch in der Lehre wird besonders im Vergleich mit anderen, insbesondere modernen Fremdsprachen deutlich.

¹⁹ Es ging dabei etwa auch um die Bedeutung des Neulateins für die Klassische Philologie und subsequenter Weise für den altsprachlichen Unterricht. Vgl. Cancik 1998, 2f. und Schmidt 2019.

²⁰ Für die Schule vgl. Lobe 2018, 59, für die Universität vgl. Cancik 1998, 2f.

Verwandlung eines Sprachfachs in ein Kulturkundefach.²¹ Angesichts von immer weiter zusammengestrichenen Studentafeln schwinden mit der für die Sprachausbildung nötigen Zeit auch die Grundwortschatzanforderungen in den Lehrplänen. Statistische Erhebungen an tatsächlich im Unterricht gelesenen Texten lassen eine vollständige Übersicht über das gesamte grammatische System des Griechischen und Lateinischen gar nicht mehr erforderlich scheinen.²² Latein- und Griechischstudierende müsse man an Schulen nicht ausbilden, heißt es in so manchem Gespräch zugespitzt. Die Universität müsse sich in ihren Erwartungen eben anpassen. Das Schulfach müsse in seinen Anwahlzahlen überleben können. Manches sprachliche Wissen könne als Angabe den Schülerinnen und Schülern *ad hoc* bei der Lektüre sowohl von Lehrbuch- also auch von Lektüretexten zur Verfügung gestellt werden. Man betrachte nur die Behandlung zum Beispiel des Perfekts oder der Verba auf -μι in neueren Griechisch-Schulbüchern.

So prognostizieren Skeptiker diese Entwicklung, die durch die heutigen, im Vergleich zu den Möglichkeiten früherer Jahre und Jahrzehnte noch viel umfangreicheren medialen Angebote schon in den Unterrichtswerken befördert zu werden scheint, auch als eine inhaltliche Herabstufung, ja sogar kulturelle Herabwürdigung der altsprachlichen Fächer. Befürworter einer stärker sachkundlichen Orientierung des Latein- und Griechischunterrichts weisen demgegenüber etwa auf die Notwendigkeit der Schaffung eines möglichst breiten gemeinsamen kulturellen Wissens einer durch Migration ihrer Mitglieder geprägten Gesellschaft hin oder auch darauf, dass der Geschichtsunterricht gerade das Feld der griechisch-römischen Antike räume und sich hier eine unbedingt zu füllende Lücke auftue.²³ Und die Archäologie existiert als Schulfach gleich gar nicht.²⁴ Es verknüpfen sich sachkundliche Aspekte des Unterrichts mit interkultureller Kompetenzvermittlung.

Prüfungstechnische und unterrichtsgestalterische Fragen ergeben sich ebenfalls, wenn der Sprachunterricht vom Übersetzen als einer im Sinne der Anforderungsbereiche der Einheitlichen Prüfungsanforderungen (EPA) schweren Aufgabe, die im Vergleich mit anderen Fächern im Latein- und Griechischunterricht prozentual zu viel Raum in Prüfungsaufgaben bekommt,

²¹ Vgl. aus der großen Zahl an Beiträgen zu diesem Thema z.B. Beyer 2016, 232 oder Lobe 2018, 59.

²² Vgl. Kuhlmann 2014, 58f.

²³ Vgl. Weeber 2016, 9-13.

²⁴ Zur Verwendung archäologischer Materials im altsprachlichen Unterricht vgl. etwa Schollmeyer/Choitz 2020.

wegkommen muss.²⁵ Hier die richtige Balance im altsprachlichen Unterricht zu finden, stellt eine wesentliche Herausforderung für das Gelingen eines für Schülerinnen und Schüler und ihre Eltern attraktiven Unterrichtsangebotes dar, wenn sich die genannten Grundbedingungen für den Unterricht in ihrer Entwicklung nicht wesentlich ändern sollten.

Mutatis mutandis setzt sich diese Diskussion auch an den Seminaren für Klassische Philologie an den Universitäten fort. Hier ergeben sich aus den Vorgaben für die gestuften Studiengänge ganz ähnliche Sachzwänge wie für das Abitur oder Graecum und Latinum. Hier muss speziell bei der Studiengangsplanung berücksichtigt werden, dass nach den Vorgaben der Kultusministerkonferenz die Studiengänge auf Latinum und Graecum, die in ihren Anforderungen auch sachkundliche Aspekte einbeziehen,²⁶ aufbauen und somit auch in Sachen Sachkunde nicht voraussetzungslos beginnen.

5. Sachkunde: Sachkenntnis

Wie sieht es nun mit der Definition von Sachkenntnis im Lateinischen und Griechischen, also im Gegenstand des altsprachlichen Unterrichts aus und wie wird Sachkunde in diesem Sinne nachgewiesen?

a) Sachkunde von Lehrkräften der alten Sprachen an Schulen

Worin eine Lehrkraft sachkundig sein sollte, regelt in Deutschland die Kultusministerkonferenz (KMK) in ihren „Ländergemeinsamen inhaltlichen Anforderungen für die Fachwissenschaften und Fachdidaktiken in der Lehrerbildung“ (aktueller Stand: Beschluss der KMK vom 16.10.2008 i. d. F. vom 16.05.2019). Die Sachkunde einer Lehrkraft des Griechischen oder Lateinischen zeigt sich danach in den Bereichen Sprache, Literatur, antike Kultur (einschließlich Rezeption) und Fachdidaktik. Die Vorgaben für Latein und Griechisch gestalten sich weitgehend parallel. Lediglich in den Punkten Dialektologie, Epigraphik, Recht, Paläographie und Papyrologie unterscheiden sich beide Fächer in ihrer Schwerpunktsetzung.²⁷ Die Lateinlehrkraft soll zudem über die Rezeption griechischer Einflüsse auf die lateinische Literatur orientiert sein.

²⁵ Zur Debatte allgemein vgl. Korn/Kuhlmann/Scholz 2017 und Beyer/Kipf/Liebsch/Zimmermann 2019.

²⁶ Vgl. Kultusministerkonferenz 2005, Punkt 2.

²⁷ Zum Kompetenzrückgang etwa in der Papyrologie selbst bei Absolventen der Klassischen Philologie vgl. Rebenich 2021, 375.

Von diesem Beschluss der KMK ausgehend bestimmen die Länder und Universitäten je für sich, wie sich die Vorgaben der KMK konkret in Studien- und Prüfungsordnungen an den Universitäten und der Referendariatsausbildung umsetzen lassen.

Eine verstärkte Bedeutung erfährt in letzter Zeit auch die Fort- und Weiterbildung von Lehrkräften.²⁸ Von besonderem Interesse ist die Frage, inwiefern man diese unter dem Begriff des Professionswissens zusammengefasste Sachkundigkeit auch nach Fortbildungen abfragen kann. Das Professionskönnen soll mit neuen Entwicklungen auch in den Fächern Schritt halten.²⁹ Lehrkräfte sollen die aktuell jeweils geltenden Lehrpläne im Unterricht umsetzen, auf Änderungen derselben adäquat reagieren und auch selbst Innovationen anstoßen. Unter Umständen werden Lehrberechtigungen für einzelne Schulstufen ausgesprochen. Die Einstellung von sogenannten Quer- oder Seiteneinsteigern sorgt zumeist für Bedenken.³⁰

Beachtenswert ist, dass bundesweit das Graecum und Latinum als Studienvoraussetzungen für die Griechisch- und Lateinlehrkraft im oben genannten Beschluss der KMK festgehalten ist, so dass sich in Verbindung mit der „Vereinbarung über das Latinum und das Graecum“ (Beschluss der KMK in der aktuellen Fassung vom 22.09.2005) ein gewisses Mindestkompetenzniveau zu Studienbeginn ergibt, das Studierende mitbringen oder – je nach Studienordnung – zumindest zumeist kurz nach Studienbeginn als erreicht nachweisen müssen.

b) Sachkunde von Lehrkräften der alten Sprachen an Universitäten

Es gibt keine einheitlich formulierten Standards für Lehrkräfte an Universitäten über die formalen Erfordernisse der entsprechenden Gesetze, die Einstellungen regeln, hinaus. Stellenausschreibungen werden konkreter. Fachdidaktisch orientierte Stellen erfordern je nach den jeweils geltenden Hochschulgesetzen zusätzlich zu fachwissenschaftlichen Expertisen zwingend bestimmte praktische Mindest Erfahrungen im Schuldienst. Hochschulgesetze, Promotions- und Habilitationsordnungen inkludieren – in letzter Zeit verstärkt – hochschuldidaktische und -fachdidaktische Kompetenzen, die in Theorie und/oder Praxis nachgewiesen werden müssen. Prüfungsberechtigungen sind überwiegend an die erreichten Abschlussgrade der Prüfenden gekoppelt. Lehrkräfte an Hochschulen müssen die vorgegebenen Studien- und Prüfungsordnungen mit Leben erfüllen und sind an deren Weiterentwicklung beteiligt. Insofern ergibt sich

²⁸ Vgl. die aktuellen Bemühungen um eine Neukonzeptionierung der Lehrerfortbildung in so manchem Bundesland und etwa Göb 2018.

²⁹ Vgl. die Studie FALKO-Latein, Lindl/Kloiber 2017.

³⁰ S. etwa Finkenwirth/Blickle 2018.

indirekt eine Festschreibung von Kompetenzgraden nicht nur der Prüflinge, sondern auch der Prüfenden.

c) Sachkunde von Lehrkräften der alten Sprachen in anderen Lehr-/Lernzusammenhängen

Ob Latein ein Fach ist, das nur am Gymnasium unterrichtet werden kann, darüber sind die Bundesländer der Bundesrepublik Deutschland durchaus geteilter Meinung.³¹ Das Feld der außerschulischen Beschäftigung mit Griechisch und Latein rückt allerdings, wenn auch erst seit kurzem, in den Fokus der fachdidaktischen Forschung.³² Angesichts der Fixierung des altsprachlichen Sprachzertifikatserwerbs auf das Graecum und Latinum haben sich Bemühungen, unterschiedliche Sprachabschlüsse auf verschiedenen Niveaus analog zum Gemeinsamen europäischen Referenzrahmen für Sprachen noch nicht etablieren können. Graecum und Latinum sind also die ersten geregelten Sachkundenachweise auf diesem Gebiet. Dabei drängen zum Beispiel Studienordnungen anderer Fächer mit Formulierungen wie „Sprachkenntnisse des Lateinischen“ zu einer solchen Definition von Sachkundenachweisen unterhalb von Latinum und Graecum, um entsprechende Kurse mit entsprechenden Prüfungsnachweisen anbieten zu können und auch eine möglichst vergleichbare Grundlage für Anerkennungsverfahren zu haben.

Der gegenwärtige Markt für Lehr-/Lernangebote in den klassischen Sprachen außerhalb von Schule und Universität ist klein. Im Bereich der Nachhilfe ergibt sich wohl ein anderes Bild, obgleich man sagen muss, dass hier genaue Erhebungen fehlen. Gleichzeitig funktioniert dieses Segment weitgehend unreguliert. Sachkunde und Kompetenzzuschreibung bestimmt sich hier in der Sicht der Kundinnen und Kunden vor allem durch den letztendlichen Prüfungserfolg der Unterrichteten in Schulen und Universitätskursen.

6. Fazit

Mit dem Begriff der „Sachkunde“ muss man heute entsprechend umsichtig umgehen. Es ist bei seinem Gebrauch – wie natürlich bei vielen anderen Begriffen auch – nötig, zu wissen, was man meint und sagen will. Gleichzeitig ist auf eigentlich allen angesprochenen Bedeutungsebenen zu konstatieren, dass die altsprachlichen Fächer sich in einer Phase grundlegender Umwälzungen befinden, bei denen es durchaus interessant zu beobachten sein wird, wie sich diese

³¹ Vgl. auch Doepner/Keip 2021. Für Griechisch wird diese Frage aktuell offenbar gar nicht oder kaum diskutiert.

³² Vgl. Brüssel 2018, 13f. und das Themenheft „Latein für alle“ des Altsprachlichen Unterrichts (2/2021).

zwischen den verschiedenen Erwartungshaltungen und Anforderungstendenzen entwickeln werden.

Literatur:

- BEYER, Andrea 2016. Antwort auf Anja Behrendt und Matthias Korn, Schülerzahlen im Fach Latein und Entwicklungsperspektiven der Fachdidaktik (Forum Classicum 3/2016, 156-157). In: Forum Classicum 59.4, 231-232.
- BEYER, Andrea/KIPF, Stefan/LIEBSCH Ann-Catherine/ZIMMERMANN, Stefanie 2019. Zwischen Aktualität und historischer Forschung: Entwicklungstendenzen in der Fachdidaktik Latein. In: Forum Classicum 61.2, 85-96.
- BODE, Reinhard 2008. Kulturgeschichte, Archäologie und Bilder im Lateinunterricht. In: MAIER, Friedrich (Hg.). *Lateinischer Sprachunterricht auf neuen Grundlagen II. Innovationen in der Praxis*. Bamberg: C. C. Buchner, 72-103.
- BRÜSSEL, Marc 2018. *Altsprachliche Erwachsenenendidaktik in Deutschland. Von den Anfängen bis zum Jahr 1945*. Heidelberg: Propylaeum.
- CANCIK, Hubert 1998. *Antik-modern. Beiträge zur römischen und deutschen Kulturgeschichte*. Stuttgart/Weimar: Metzler.
- DOEPNER, Thomas/KEIP, Marina 2021. Latein – ein Erfolgsmodell auf dem Weg nach oben. In: Der Altsprachliche Unterricht 64.2, 2-11.
- DUDENREDAKTION 2020. *Duden. Die deutsche Rechtschreibung 1*. 28. Aufl. Berlin: Dudenverlag.
- FINKENWIRTH, Angelika/BLICKLE, Paul 2018: Schadensbegrenzung statt Bildungsoffensive. In: Zeit online 03.04.2018: <https://www.zeit.de/gesellschaft/schule/2018-03/lehrermangel-schulen-deutschland-queereinsteiger-pensionaere/komplettansicht> (Stand: 23/03/2022).
- FRIEDMANN, Jan/GOOS, Hauke/GREINER, Lena 2014. Welche Eigenschaften muss ein guter Lehrer haben? Abrufbar unter: Spiegel online 14.10.2014: <https://www.spiegel.de/lebenundlernen/schule/lehrer-welche-eigenschaften-braucht-ein-guter-paedagoge-a-995973.html> (Stand: 23/03/2022).
- FRIJSCH, Andreas 1991. Sachkunde im Anfangsunterricht. Ein Überblick. In: Der Altsprachliche Unterricht 34.5, 4-22.
- GÖB, Nadine 2018. *Wirkungen von Lehrerfortbildung: Eine explorative Betrachtung von Fortbildungstypen und deren Effekte auf die Teilnehmenden am Beispiel des Pädagogischen Landesinstituts Rheinland-Pfalz*. Weinheim: Beltz Juventa.
- GOUAFFO, Albert (2014). Interkulturelle Kompetenz als Schlüsselqualifikation für Absolventen der Deutschlandstudien am Beispiel der Abteilung für angewandte Fremdsprachen der Universität Dschang. In: Deutscher Akademischer Austauschdienst (Hg.): *Deutsche Sprache und Kultur im afrikanischen Kontext. Beiträge der DAAD-Germanistentagung 2012 mit Partnerländern in der Region Subsahara-Afrika*. Göttingen: Wallstein, 246-253.
- JÄGER, Gerhard 1990. *Einführung in die klassische Philologie*. 3. Aufl. München: C.H. Beck.
- KIPF, Stefan 2006. *Altsprachlicher Unterricht in der Bundesrepublik Deutschland. Historische Entwicklung, didaktische Konzepte und methodische Grundfragen von der Nachkriegszeit bis zum Ende des 20. Jahrhunderts*. Bamberg: C. C. Buchner.
- KORN, Matthias/KUHLMANN, Peter/SCHOLZ, Ingvelde 2017. Das EPA-Grundproblem. In: KUHLMANN, Peter (Hg.) *Perspektiven für den Lateinunterricht II. Ergebnisse der Dresdner Tagung vom 19./20.11.2015*. Bamberg: C. C. Buchner, 7-12.
- KUHLMANN, Peter 2014: Grammatik lehren und lernen, in: ders. (Hg.): *Lateinische Grammatik unterrichten. Didaktik des lateinischen Grammatikunterrichts*. Bamberg: C. C. Buchner, 47-71.

- KUHLMANN, Peter/HORSTMANN, Henning/KORN, Matthias 2020: Texte erschließen und verstehen. Didaktische Kriterien und Praxisbeispiele für den Lateinunterricht. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- KULTUSMINISTERKONFERENZ (2005). Vereinbarung über das Latinum und das Graecum (Beschluss der Kultusministerkonferenz vom 22.09.2005). Abrufbar unter: https://www.kmk.org/fileadmin/pdf/PresseUndAktuelles/Beschlusse_Veroeffentlichungen/allg_Schulwesen/Latinum_Graecum.pdf (Stand: 23/03/2022).
- LINDL, Alfred/KLOIBER, Harald 2017. Professionalisierung von (angehenden) Lehrkräften (FALKO-Latein): Demographisches Profil, querschnittliche Entwicklungsstufen und transdisziplinäre Diskussion. In: Die Alten Sprachen im Unterricht 64.1, 6–42.
- LOBE, Michael 2018. Sachwissen. In: KORN, Michael (Hg.) *Latein-Methodik: Handbuch für die Sekundarstufe I und II. Buch*. Berlin: Cornelsen Scriptor, 51–60.
- LUDWIG, Walther/GLEI, Reinhold F./LEONHARDT, Jürgen (2003). Klassische und Neulateinische Philologie. Probleme und Perspektiven. In: Rheinisches Museum für Philologie NF 146, 395-424.
- NICKEL, Rainer 2001. *Lexikon zum Lateinunterricht*. Bamberg: C.C. Buchner.
- NICKEL, Rainer 2016. *Übersetzen und Übersetzung. Anregung zur Reflexion des Übersetzens im altsprachlichen Unterricht*. Speyer: Kartoffeldruck-Verlag Kai Brodersen.
- OECD 2018. *Effective Teacher Policies. Insights from PISA*. PISA OECD Publishing. Abrufbar unter: <http://dx.doi.org/10.1787/9789264301603-en> (Stand: 23/03/2022).
- MÜLLER, Volker/JANKA, Markus 2017: Die Spracherwerbsphase und ihre Zielsetzung. In: JANKA, Markus (Hg.). *Lateindidaktik. Praxishandbuch für die Sekundarstufe I und II*. Berlin: Cornelsen.
- PIECHA, Renate 1994. *Visualisierung im Lateinunterricht*. Frankfurt: Peter Lang.
- REBENICH, Stefan 2021: Die Deutschen und ihre Antike. Eine wechselvolle Beziehung. Stuttgart: Klett-Cotta.
- REMBIAK, Michael 2019. Der Geist ist willig, das WLAN schwach. Chancen und Herausforderungen der Digitalisierung aus der Sicht eines Schulleiters und Altphilologen. In: POLLEICHTNER, Wolfgang (Hg.). *Digitalisierung in Unterricht und Lehre der Alten Sprachen. Gegenwärtige Trends und aktuelle Herausforderungen*. Speyer: Kartoffeldruck-Verlag Kai Brodersen, 9–29.
- SCHMIDT, Ernst August 2019. *Lateinische Philologie als hermeneutische Textwissenschaft*. Stuttgart: Alfred Kröner.
- SCHOLLMAYER, Patrick/CHOITZ, Tamara 2020: Archäologische Zeugnisse im Unterricht. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- TERHART, Ewald 2011. Lehrerberuf und Professionalität. Gewandeltes Begriffsverständnis - neue Herausforderungen. In: HELSPER, Werner/TIPPELT, Rudolf (Hgg.), *Pädagogische Professionalität*. Weinheim: Beltz, 202-224.
- WEEBER, Karl-Wilhelm (2016). *Latein: Da geht noch was. Rückenwind für Caesar & Co*. Darmstadt: Theiss.
- WEITZ, Friedemann 2021. Hermann Niedermayr: Lateinische Texte zum Islambild des Mittelalters. In: Latein und Griechisch in Baden-Württemberg 49.1, 37-38
- WITTLICH, Peggy 2015. *Latein unterrichten: planen, durchführen, reflektieren*. Berlin: Cornelsen.
- WÜLFING, Peter 1979. Altertumskunde – Die Welt der Römer im Lateinunterricht. In: HÖHN, Wilhelm/ZINK, Norbert (Hgg.). *Handbuch für den Lateinunterricht. Sekundarstufe I*. Frankfurt, 300-333.

Heiko Ullrich (Bruchsal)

Neue Literatur zu Phaedrus.

Ursula **Gärtner**: *Phaedrus. Ein Interpretationskommentar zum ersten Buch der Fabeln (Zetemata 149)*. München: C.H. Beck 2015. 298 S., € 78,00, ISBN: 978-3-406-67363-4.

Phaedrus: Fabeln. Lateinisch-deutsch. Unter Mitarbeit von Stephanie Seibold herausgegeben und übersetzt von Niklas Holzberg (Sammlung Tusculum). Berlin/Boston: de Gruyter 2018. 262 S., € 39,95, ISBN: 978-3-11-056232-3.

Phaedrus: Fabulae Aesopiae. Hg. von Giovanni **Zago** (Bibliotheca Teubneriana 2039). Berlin/Boston: de Gruyter 2020. 202 S., € 79,95, ISBN: 978-3-11-031632-2.

Ursula **Gärtner**: *Phaedrus. Ein Interpretationskommentar zum zweiten und dritten Buch der Fabeln (Zetemata 157)*. München: C.H. Beck 2021. 275 S., € 88,00, ISBN: 978-3-406-76669-5.

Dass Phaedrus bis heute neben – und zunehmend gegen – Caesar als klassischer Schulautor für die Anfangslektüre gilt, ist erkennbar den spezifischen Vorzügen der Fabelgattung mit ihren kurzen, abgeschlossenen und durch die didaktische Ausrichtung auch vermeintlich eindeutigen Texten, nicht aber der spezifischen Eigenleistung des römischen Bearbeiters der griechischen Prosasammlungen geschuldet. Wenn diese bereits im Prolog zum ersten Fabelbuch mit den Worten *Aesopus auctor quam materiam repperit, / hanc ego poliui uersibus senariis* (Phaedr. 1 prol. 1f.) umrissen wird, zeigt sich vielmehr bereits ein wesentliches Rezeptionshindernis, das schon im Mittelalter zu einer Bevorzugung alternativer, (wieder) in (nun allerdings lateinischer) Prosa aufgelöster Fabelsammlungen geführt hat, denn der jambische Senar ist bis heute ein Element der sprachlichen Gestaltung, das bei der Behandlung der *Fabulae Aesopiae* im Schulunterricht kaum thematisiert wird: Am Gymnasium gilt die Vermittlung des elegischen Distichons seit Jahrzehnten als das höchste der Gefühle – völlig zu Recht, bedenkt man die Probleme der meisten Schüler bei der Auflösung klassischer deutscher Versmaße.

Vor dem Hintergrund der schulischen Phaedruslektüre ist auch die Forschungsgeschichte zu betrachten: Als Vertreter der Tierfabel galt Phaedrus zum einen als ‚leichte Kost‘ für kindliche Leser und zum anderen – aufgrund der berühmten Herleitung der Fabel im Prolog zum dritten Fabelbuch (3 prol. 33-37) – als Sprachrohr des ‚kleinen Mannes‘. Verbunden wurde die letztere Grundannahme, die den Blick auf die einzelnen Fabeln meist eher verstellt als erhellt hat, nicht selten mit einer biographischen Deutung, die ihren Ausgang von der Autorennennung der Handschriften (*Phaedri liberti Augusti [...]*) nahm. Damit einher ging eine dezidierte Abwertung der poetischen Leistung, für die im deutschen Sprachraum namentlich Lessing verantwortlich zeichnet; mit einem Wort: Man hat sich lange schwer damit getan, in Phaedrus einen Dichter mit einer eigenständigen Werkpoetik auf dem Niveau der Augusteer zu sehen.

Gegen all diese negativen Zuschreibungen wendet sich **Ursula Gärtner** im 2015 erschienenen ersten Band ihres *Interpretationskommentars* mit der Forderung, die Gedichte des Phaedrus wie etwa diejenigen eines namentlich genannten Catull, Horaz, Properz oder Ovid als „literarische Kleinode“ zu betrachten, „die sich spielerisch, witzig und eigenwillig in die literarische Tradition und den Diskurs ihrer Zeit einreihen und so selbstreflektiert auch zu Fabeln über die Dichtung werden“ (S. 10). Die Rechtfertigung

der gewählten Darstellungsform, die Gärtner selbst als „Hybrid zweier wissenschaftlicher Textgattungen“ versteht, betont dabei die Zielsetzung, „mehr Interpretation als ein üblicher lemmatischer Kommentar und zugleich mehr Material als eine übliche Textanalyse zu liefern“ (ebd.). Für die Benutzung des Buches ist es darüber hinaus wichtig zu wissen, dass dieses zusätzliche „Material“ in erster Linie im Fußnotenapparat geboten werden soll; dort wird auch die griechische Parallelüberlieferung im Original – ergänzt durch „wörtliche Übersetzungen“ – abgedruckt (ebd.).

Selbstverständlich beginnt Gärtners Monographie mit einer ausführlichen Einleitung, die zunächst über „Die antike Fabel und ihre Tradition“ informiert, wobei nach einem Durchgang durch die in andere Gattungen eingelegten Fabeln von Hesiod bis Horaz auch dem für das Selbstverständnis der Gattung bedeutenden, aber historisch nicht greifbare Aesop ein halbseitiges Kapitel gewidmet wird (S. 16); abschließend stellt Gärtner die anonym überlieferten Prosasammlungen sowie die Gedichtsammlungen des Babrios und Avian vor. Innovativer sind die Ausführungen zu „Leben und Werk“ des Phaedrus, die von der einzigen Erwähnung des Fabeldichters in der antiken Literatur (Mart. 3,20,5) und dem „Schweigen Senecas und Quintilians“ ausgehen (S. 21) und die Auswüchse der biographischen Deutung in den Fünfzigerjahren des letzten Jahrhunderts als „Konstruktion eines ganzen Phantasieromans“ brandmarken (S. 22).

In der Folge bemüht Gärtner sich darum, sämtliche Ergebnisse der biographischen Forschung systematisch zu dekonstruieren: Ein Freigelassener des Augustus hätte das Werk in irgendeiner Form dem Kaiserhaus widmen müssen, die behauptete Herkunft aus Pierien sei eine Parodie des Topos von der Dichterweihe auf dem Musenberg, der „Seianverweis“ lediglich „ein literarisches Motiv“ (S. 28), derjenige auf das hohe Alter des Dichters ein verstecktes Enniuszitat, selbst der Name des Dichters lediglich eine Anspielung auf den gleichnamigen Platondialog. Zum Beleg dafür, dass auch Phaedrus sich bereits über die Extrapolation biographischer Fakten aus fiktionalen Gedichten mokiert habe, versucht Gärtner, Phaedr. 5,1 als ironische Replik auf Catull 16 zu deuten (S. 31f.), bleibt hier aber in ihren Schlussfolgerungen äußerst vage – über die erneute Warnung vor einer Gleichsetzung von empirischem Autor und bewusst konstruierter *persona* gehen die Ergebnisse ihrer äußerst erwägenswerten Analysen letztlich nicht hinaus.

Überzeugender als der Versuch Gärtners, den Autornamen selbst zum Pseudonym zu erklären (S. 30), ist die wohlbegründete Zurückhaltung gegenüber der Historizität der als Gönner genannten Eutyclus, Particulo und Philetus; auch die Beobachtung, dass Phaedrus „für ein lesendes und belesenes Publikum“ schreibt und „dass diese Belesenheit für das Verständnis der Fabeln Voraussetzung ist“ (S. 35), ist ein wichtiger Interpretationsansatz, den Gärtner im weiteren Verlauf ihres Interpretationskommentars ebenso konsequent wie gewinnbringend verfolgen wird. Auf kurze Bemerkungen zur Überlieferungsgeschichte und einen knappen Forschungsüberblick wird unter der Überschrift „Quellen, Vorbilder, Subtexte“ eine wichtige Akzentverschiebung vorgenommen, indem Gärtner die Arbeit mit der griechischen Parallelüberlieferung „auf einen rein thematischen Vergleich beschränken“ will und die klassische Quellen- und Einflussforschung im Falle der Phaedrusfabeln vor dem Hintergrund der spezifischen Überlieferungslage zum

hoffnungslosen Unterfangen erklärt (S. 42). Die Untersuchung intertextueller Anspielungen auf die großen Namen der antiken Höhenkammliteratur wird dagegen mit den Worten „Was weitere Subtexte angeht, ist noch viel zu entdecken“ (ebd.) zur zentralen künftigen Forschungsaufgabe erklärt. Eng mit dieser Zielsetzung verbunden ist das folgende Kapitel der Einleitung, in dem Gärtner Phaedrus durch zahlreiche, häufig sehr kurze, aber durchweg anregende Unterkapitel zu den einzelnen Topoi des poetologischen Diskurses als Dichter auf der Höhe seiner Zeit zu erweisen sucht, der mit dem kallimacheischen Dichtungsprogramm der Neoteriker, der Augusteer und der Epigonen der letzteren sein „Spiel“ treibe (S. 47).

Weitere Unterkapitel beschäftigen sich mit dem Aufbau der einzelnen Fabeln, der fünf Fabelbücher sowie des Gesamtwerkes, den Protagonisten sowie den verhandelten Themen, bevor Gärtner sich der Metrik und Stilistik zuwendet, die in den folgenden Ausführungen zu den einzelnen Fabeln stets die ihnen zukommende bedeutende Rolle spielen und eine der wesentlichen Stärken von Gärtners Interpretationen ausmachen werden. Große Zurückhaltung legt die Einleitung bei der Datierung der Phaedrusfabeln an den Tag; auch hier ist Gärtners Skepsis der vorgängigen biographisch orientierten Forschung gegenüber allenthalben mit Händen zu greifen. Das Kapitel zur Rezeption ist dann allerdings wieder beinahe zur Gänze den drei bereits genannten antiken Kronzeugen Seneca, Quintilian und Martial gewidmet.

Der Interpretationskommentar selbst ist nach einem konsequent angewendeten Schema aufgebaut: Die Forschungsliteratur erscheint in einer Fußnote zum Titel der Fabel, darauf folgen eine einleitende Kurzcharakterisierung, eine Gliederung sowie eine dieser Gliederung folgende textimmanente Interpretation, bevor die griechische Parallelüberlieferung – sofern vorhanden – sowie weitere intertextuelle Phänomene diskutiert werden, aus denen Gärtner in aller Regel eine (häufig innovative) Deutungshypothese zur einzelnen Fabel ableitet. Kurze Bemerkungen zum Fortleben der Fabel beschließen jeweils die Ausführungen.

Bereits bei der Analyse des Prologs sieht Gärtner „den scherzhaften Charakter der Fabeln“ betont (S. 66) und stellt ausgehend davon zur entfalteten Programmatik die grundsätzliche Frage, „[w]ie ernst dies zu nehmen ist“ (S. 67), die sich durch den gesamten Interpretationskommentar ziehen wird. Wenn die Fabel vom Wolf und dem Lamm dann deshalb als „programmatisch“ bezeichnet wird, weil „Phaedrus keine Anleitung [gebe], sondern es [...] bei der Feststellung“ belasse, „dass auch die sittliche Überlegenheit nichts nützt“ (S. 78), dann wird diese aporetische Deutung, mit der Gärtner den Fabeldichter aus der übel beleumundeten Ecke der didaktischen Poesie zu manövrieren gedenkt, mit einem direkten Widerspruch zum Wortlaut des Epimythions erkaufte; dass dieser wiederum auf äußerst wackeligen Füßen steht, zeigt Gärtners Formulierung, die an dieser Stelle nicht auf sachliche Argumentation, sondern auf die billige Rhetorik der Suggestion setzt: „Und sicher hat Phaedrus sich nicht erhofft, dass ein dem Wolf vergleichbarer Mensch sich auf Grund der Fabel bessern würde“ (S. 77), obgleich sie im Anschluss an die vorgängige Forschung selbst betont, dass der Wolf glaubt, „– offensichtlich vor sich selbst – sein Handeln rechtfertigen zu müssen“ (S. 74), und folglich von einem gewissen (Un-)

Rechtsbewusstsein auf Seiten der Täter ausgeht, das sich als Ansatzpunkt für eine erfolgreiche Belehrung geradezu anbietet.

Dieselbe Diskrepanz zwischen logischer Stringenz und dem Wunsch, eine komplexere Botschaft als das einfache *fabula docet* zu konstruieren, zeigt sich auch, wenn Gärtner zur Fabel von den Fröschen, die Jupiter um einen König bitten, behauptet, Phaedrus „predig[e] [...] nicht generell eine Anpassungsmentalität“, dann aber als „tiefere Lehre“ folgende Textaussage präsentiert: „Bewahrt durch euer eigenes Verhalten das *bonum*, d.h. die *libertas* in der Demokratie, und verschlechtert eure Situation, wenn die *libertas* erst einmal verloren ist, nicht noch durch ‚gedankenlosen Aktionismus‘ (Oberg)“ (S. 96). Auch am Ende der Interpretation der Fabel von der stolzen Dohle und den Pfauen liest man einigermaßen erstaunt, dass hier „mit psychologischem Feinsinn gezeichnet [werde], wie die anderen Gruppen ebenso mehr über sich verraten, als auf den ersten Blick erscheint“ (S. 104) – während die entsprechenden Ausführungen zuvor stets betont haben, dass sowohl das Verhalten der Pfauen als auch dasjenige der Dohlen vom Dichter als rechtmäßig dargestellt wird (S. 99).

Überzeugender ist die Deutung der Fabel vom Hund, der ein Stück Fleisch durch den Fluss trägt, wenn Gärtner hier zeigt, wie Phaedrus „die Darstellung dramatisch zuspitzt“ und so „eine[] kunstvoll gestaltete[] Kurzfassung“ vorlegt (S. 113); auch die Konstatierung, dass die Fabel von Kuh, Ziege, Schaf und Löwe auf der Hirschjagd „eine nüchterne Bestandsaufnahme einer nicht mehr funktionierenden Gemeinordnung“ biete (S. 122), ist sicher zutreffend. Auch die intratextuelle Verortung der Fabel vom Fuchs und der Tragödienmaske ist wichtig (S. 132), ebenso wie das Aufzeigen der Parallelen zwischen der Fabel vom Wolf und dem Lamm auf der einen sowie derjenigen vom Wolf und dem Kranich auf der anderen Seite (S. 137). Weniger gelungen ist Gärtners Versuch, die häufig konstatierte „Unstimmigkeit“ zwischen der Fabel vom Sperling als Ratgeber des Hasen und deren Promythion als „eine gewisse Verkürzung und Engführung“ zu erklären (S. 141), auch das Verhältnis zwischen Gesellschaftskritik und Komik in der Fabel vom Wolf und dem Fuchs vor dem Richterstuhl des Affen wird letztlich nicht mit der nötigen Klarheit bestimmt (S. 146f.).

Vergilische (S. 157) und insbesondere ovidische (S. 160f.) Intertexte kann Gärtner für die Fabel vom Hirsch an der Quelle namhaft machen und mit Gewinn für die Interpretation heranziehen; anhand der Fabel vom Schuster als Arzt wird – wieder einmal – gegen die Forschungsmeinung vom Fabeldichter als Sprachrohr des ‚kleinen Mannes‘ zu Felde gezogen (S. 176). Aufschlussreich für das keineswegs „einheitlich negativ[e]“ Weltbild des Phaedrus ist die Fabel vom Schaf, dem Hund und dem Wolf, obgleich Gärtner am Ende dann doch wieder Angst vor der eigenen Courage bekommt und die hoffnungsvolle Botschaft widerruft (S. 191). Zu Recht wendet sich Gärtner gegen einen Rückschluss von der Fabel von der gebärenden Frau auf eine misogyne Haltung des Dichters – die subtile Kritik an den antiken Geschlechterrollen, die Gärtner vorsichtig anzudeuten versucht (S. 196) ist am Text freilich genauso wenig zu belegen. Auch der Versuch, die Fabel vom alten Löwen, dem Stier und dem Esel subversiv zu lesen (S. 212f.) bleibt problematisch, weil von der Austragung von Konflikten etwas zu direkt auf moralische Schuld

geschlossen wird; wesentlich nachvollziehbarer (aber auch konventioneller und fast schon traditionell) ist die Auslegung der Fabel vom Wiesel und dem Menschen (S. 216).

Sehr (vielleicht zu) vorsichtig formuliert sind die Deutungsansätze zur bekannten Fabel vom geplatzen Frosch und dem Rind (S. 229); ein Gewinn dagegen ist die sorgfältige stilistische Analyse der Fabel vom Fuchs und dem Storch (S. 238f.). Dass bei der Fabel vom Hund, dem Schatz und dem Geier „Irritierendes zurück[bleibt]“ (S. 245), wird man kaum bestreiten wollen; in dieser Deutlichkeit der Formulierung stellt diese Aussage aber letztlich dennoch einen interpretatorischen Offenbarungseid dar. Als sehr zielführend und aufschlussreich erweist sich dagegen bei der Fabel von der Füchsin und dem Adlerweibchen der Vergleich mit der griechischen Parallelüberlieferung, der einen deutlichen Erkenntnisfortschritt generiert (S. 251-254). Etwas spekulativ erscheinen die Überlegungen zur Figur des Esels in den Phaedrusfabeln überhaupt, mit denen Gärtner sich recht weit von ihrem eigentlichen Ziel, der Interpretation der Fabel vom Esel, der den Eber verspottet, in Richtung einer poetologischen Auslegung entfernt (S. 260f.). Dagegen überzeugt die Deutung der beiden letzten Fabeln als Ringkomposition zur zweiten Fabel des ersten Buches, mit der die beiden Texte über das Motiv der gewalttätigen Herrschaft verbunden sind (S. 262 und 267). Erneut werden aufschlussreiche Intertexte herangezogen, für die Fabel von den Fröschen, die die Kämpfe der Stiere fürchten, aus Vergils *Georgica* (S. 265), für die vom Falken und den Tauben aus Ciceros *De officiis* (S. 271f.).

Der von Gärtner mit Nachdruck vertretene Paradigmenwechsel weg vom Missbrauch der Werke eines vermeintlich künstlerisch limitierten Dichters als Steinbruch für biographische, sozialhistorische oder quellenkundliche Studien hin zur literaturwissenschaftlichen Analyse der Fabelbücher stellt die Phaedrusforschung tatsächlich auf neue, tragfähige Grundlagen, wie auch **Niklas Holzberg** im Vorwort zur Einführung seiner zweisprachigen Ausgabe der Fabeln aus dem Jahr 2018 feststellt, obgleich seine Formulierungen ein wenig zu absolut ausfallen, wenn er für Gärtners *Interpretationskommentar* in Anspruch nimmt, der „künstlerischen Leistung“ des Dichters „erstmalig gerecht“ geworden zu sein (S. 9). Bereits im ersten Kapitel seiner eigenen Einführung wird dann deutlich, wie konsequent Holzberg auf Gärtners Spuren wandelt, wenn er zur Biographie des Dichters etwa feststellt, bei dessen Name handle es sich möglicherweise um ein „Pseudonym“, wie auch die Namen der drei Gönner als „Pseudonyme“ und deren Träger als „frei erfunden“ bezeichnet werden (S. 12).

Auch dank diesen stets als solche markierten Zuspitzungen ist jedoch zu konstatieren, dass Holzberg die Ergebnisse der neueren Forschung gewohnt souverän zusammenfasst und in einer auch für den weniger informierten Leser nachvollziehbaren Form präsentiert; das gilt auch für das folgende Kapitel zur Gattung, das Informationen zu Geschichte, Überlieferung, Aufbau und Funktion der Fabel auf engstem Raum miteinander verbindet (S. 13-15). Ein Überblick über die fünf Bücher der Phaedrusfabeln enthält über die kompositorischen und thematischen Aspekte hinaus wichtige Gedanken zu Metrik, Stilistik und Poetik; ein weiteres Kapitel zeigt an vier instruktiven Beispielen auf, wie Phaedrus Anspielungen auf Intertexte verschiedener Art zur Konstruktion einer vielschichtigen und über das rein Didaktische hinausgehende Textaussage nutzt. Die

Dokumentation der Rezeption geht von Martials Erwähnung des Phaedrus aus, stellt die Entwicklungen der Spätantike dar, wobei Avian eine eher untergeordnete Rolle spielt, verfolgt die Geschichte des Pseudo-Romulus ins Mittelalter, wo Ademar von Chabannes begegnet, bietet Ausführungen zur ebenso breiten wie intensiven (und prominent besetzten) Pseudo-Romulus-Rezeption in der Frühen Neuzeit sowie zur Wiederentdeckung des Phaedrus durch Pithou und Perrotti, um schließlich bei La Fontaine und Lessing zu enden.

Abschließend stellt Holzberg sein Übersetzungsprojekt vor, indem er sich über die metrischen Übersetzungen mokiert, die „der Bequemlichkeit halber noch am Ende des 20. Jahrhunderts die traditionelle klassizistische Sprache, die unter anderem durch Johann Heinrich Voß für die Verdeutschung antiker Texte geradezu neu geschaffen worden“ sei, benutzt habe (S. 35f.). Negativbeispiele seien die *metri causa* vorgenommenen Verwendungen von „Leu“ und „Schnur“ anstelle der korrekten Formen „Löwe“ und „Schwiegertochter“, die Holzberg als „spezifisch poetische[] bzw. längst obsolete[] Wörter“ bezeichnet und denen er folglich ebenso energisch abschwört wie „Ausdrücke[n], die man auf den ersten Blick für gängig halten könnte; man bedenke, dass Lateinanfänger am Gymnasium, wenn sie zum ersten Mal die Bedeutung ‚Laster‘ für *vitium* hören, meist zunächst ein Auto vor Augen haben“ (S. 36). Obgleich Holzberg später die wortgetreuen Prosaübersetzungen Obers und Schönbergers ausdrücklich lobt, entscheidet er sich bewusst für die metrische Wiedergabe, denn eine prosaische Übersetzung lasse „nichts von der Formkunst des Originals erkennen“ (ebd.). Indem er dennoch das Ziel formuliert, „eine heute verständliche Diktion zu verwenden“ (ebd.), steckt Holzberg den Erwartungsrahmen an seine Übersetzung deutlich ab.

Dass der Anhang der Ausgabe im Vorwort erst gar keine Erwähnung findet, ist nicht nur der Konzeption der zweisprachigen Ausgaben in der Sammlung Tusculum geschuldet, sondern letztlich auch angemessen: Zwar dokumentiert der Apparat nicht wenige Stellen, an denen Holzberg sich gegen die Lesart der von ihm zugrunde gelegten Ausgabe Guaglianones entscheidet, und damit eine intensive Auseinandersetzung mit dem Text (S. 215-218); die Erläuterungen, die nach Aussage der einführenden Worte lediglich erklären sollen, „was dem unmittelbaren Textverständnis dient“ (S. 219), sind dagegen so knapp gehalten, dass man sie sich auch hätte vollständig sparen können. Ein Leser, der von der folgenden Paraphrase zu 1 prol. 7: „*Mit erfundnen Fabeln scherzen wir*: D.h. die Texte sind fiktional und noch dazu amüsant“ (S. 221) wirklich profitiert, ist wohl schwer vorstellbar. Eine wertvolle erste Orientierung bietet die Bibliographie (S. 247-252); die „Namen und Begriffe“ (S. 253-257) sind als „Erläuterungen“ meist deutlich hilfreicher als der eigentlich so betitelte Teil der Ausgabe und hätten unbedingt in diesen „Erläuterungs“-Teil integriert werden sollen. Der abschließende „Fabelindex“ wiederum bleibt durch seinen gegen jegliche Systematik resistenten Stichwortcharakter sehr unübersichtlich und kann ein klassisches Inhaltsverzeichnis daher letztlich nicht ersetzen.

Wenden wir uns also Holzbergs „heute noch verständlicher Diktion“ zu – einer Formulierung, die (gerade nach der Warnung vor dem PS-starken „Laster“) schlimmste Anbiederungen an die nur allzu gegenwärtige und entsprechend flüchtige Jugendsprache erwarten lässt. Doch glücklicherweise riecht der neue Phaedrus im Gewande

Holzbergischer Formulierungen keineswegs nach der neuesten Mode, sondern nach einer Diktion, die sich zumindest an einigen Stellen überraschend wenig von der altherwürdigen Voßschen Dichtersprache unterscheidet, die in der Einleitung so wortreich bekräftigt wurde: Bereits in der ersten Fabel besitzt der Wolf, den der Vater des Lammes „schmähte“, einen „böse[n] Schlund“, woraufhin das Epimythion sich an diejenigen wendet, die „Unbescholte knechten“ (S. 41). Auch Begriffe wie „Scheit“ oder „Meute“ (S. 43), „eit[e]l[]“, „dreist[]“, „Schandmal“ oder „Schmach“ (S. 45) „Genossenschaft“ bzw. „Genossen“ (S. 47), „Antlitz“ oder „Schurken“ (S. 49) sind dem Gymnasiasten von heute eben keine solchen mehr – was freilich nicht heißt, dass man sie bei der Übersetzung aus den klassischen Sprachen, deren Texte eben auch eine dem modernen Leser fremde Welt repräsentieren, nicht verwenden dürfte; nur sollte man sich über die Tradition, in die man sich durch eine solche Wortwahl stellt, zuvor nicht in der Weise verbal erheben, wie Holzberg dies tut.

In welchem Maße eine Übersetzung andererseits auch stets eine Interpretation darstellt und wie wichtig es daher ist, dass solche Übersetzungen von allseits kundigen Fachwissenschaftlern wie eben Holzberg vorgenommen werden, zeigt vielleicht am deutlichsten der Beginn der Fabel von den Fröschen, die von Jupiter einen König verlangen: *Athenae cum florent aequis legibus, / procax libertas ciuitatem miscuit / frenumque soluit pristinum licentia* (1,2,1-3). Holzberg gibt die Verse folgendermaßen wieder: „Als durch Isonomie Athen florierte, hat / die Freiheit frech den Staat in Unruhe geführt, / und Willkür lockerte die Zügel früherer Zeit“ (S. 43). Man mag sich hier darüber mokieren, dass Holzberg mit dem Begriff Isonomie endlich die Grundlage für einen sinnvollen Kommentar schafft (der dann auf S. 221 auch erfolgt), oder an dem allzu wörtlich übersetzten *florient* stoßen, doch die Schönheiten der Verdeutschung überwiegen doch deutlich: Die betonte Endstellung von *aequis legibus* wird durch das vorangestellte „durch Isonomie“ ebenso adäquat betont, wie das mitten im Vers stehende „Athen“ die Anfangsposition von *Athenae* wiederaufnimmt. Dass „florieren“ letztlich vielleicht auch als vermeintlich modernes (dem heutigen Gymnasiasten aber tatsächlich bereits wieder weitgehend unverständliches) Fremdwort gewählt worden ist, ändert nichts daran, dass es den Sinn an dieser Stelle perfekt trifft, die Stilebene von „Isonomie“ aufnimmt und zudem in Kombination mit dem Original seine eigene Etymologie erläutert. Die Wiedergabe des prädikativen *procax* durch das Adverb „frech“ unterstreicht nicht nur die Personifikation, sondern ersetzt die originale Lautähnlichkeit am Wortende kongenial durch die deutsche Alliteration; die Auflösung der Metapher *miscuit* durch den Ausdruck „in Unruhe geführt“ erhöht die Verständlichkeit der Übersetzung. Zwar ist ein Gutteil der Stilistik im letzten Vers der deutschen Version Holzbergs Zutat, sowohl die Alliteration zwischen „Zügel“ und „Zeit“ als auch die Assonanz zwischen „Zügel“ und „früherer“ (die zudem das „geführt“ aus dem vorangegangenen Versende wiederaufnimmt) unterstreichen jedoch in erster Linie die zentrale Bewahrung der phaedrianischen Zügel-Metapher.

Dem hohen Anspruch einer Wiedergabe des kunstvoll geformten Textes, den Holzberg in folgender Rechtfertigung der Entscheidung gegen eine Prosaübertragung erhebt: „Namentlich im Falle des Phaedrus mit seiner *brevitas* und seiner oft so skurrilen Verfremdung von Zusammenhängen, die man griffiger darstellen könnte, als er es tut,

wird Lesern, denen, wenn sie links ins Stocken geraten, die rechte Seite einer Bilingue nicht einfach als ‚Rettungsring‘ dient, sondern die Probleme mit Latein haben, etwas Wesentliches vorenthalten“ (S. 36), wird eine Übertragung von 1,7,2 (*o quanta species inquit cerebrum non habet!*) durch „Oh welch ein schönes Antlitz“, sprach er, „hat kein Hirn!“ (S. 49) dagegen nicht gerecht, weil hier die einfachere und im Lateinischen auch problemlos mögliche Auffassung des ersten Redeteils als Ausruf und des zweiten als eines selbständigen Aussagesatzes im Deutschen dann zur schwierigeren Konstruktion eines zweiten Satzteils wird, der den ersten als grammatikalisch notwendige Ergänzung braucht und als sprachlich schiefe Kombination von Ausruf und Aussagesatz tatsächlich skurril wirkt – nur ist diese Skurrilität nicht die des Dichters Phaedrus, sondern diejenige des Übersetzers Niklas Holzberg, der problemlos (und mit dem Nebeneffekt größerer Nähe zum Original als in der von ihm gewählten Version) „Oh welch ein Antlitz“, sprach er, „und es hat kein Hirn!“ hätte schreiben können. Es soll hier freilich nicht behauptet werden, dass Holzberg die Stelle inhaltlich falsch verstanden hätte, aber seine Übersetzung erweckt den Eindruck, als könne man aus dem, was Phaedrus geschrieben hat, (zumindest im Deutschen) keinen geraden Satz formulieren – und das trifft nicht zu.

Mit welchen textkritischen Problemen sich die 2020 von **Giovanni Zago** veröffentlichte neue *Editio Teubneriana* des Phaedrus, deren für seine Ausgabe zu spätes Erscheinen Holzberg ausdrücklich bedauert (S. 215), herumschlagen muss, zeigt sich beispielsweise an der eben besprochenen Stelle, wo zwei griechischen Versionen – eine mit einleitender Interjektion und die beiden Satzteile verbindender Konjunktion, die die Auffassung als grammatikalisch voneinander unabhängige Sätze bzw. als Ausruf und folgenden Aussagesatz nahelegt, und eine ohne Interjektion und Konjunktion, die eindeutig einen einzigen Aussagesatz formuliert – Zago offenbar in Verkennung der größeren Parallele des lateinischen Textes zu der griechischen Version mit Interjektion und Konjunktion davon abhalten, die Konjekturen *et* (Scheffer) bzw. *sed* (von Zago selbst erwogen) in den Text aufzunehmen.

Gerade die zweite Konjektur zeigt aber die Problematik der Auffassungen von Holzberg und Zagos *sed*, die den Text jeweils vereindeutigen, aber auch derjenigen Gärtners, die in ihrem Kommentar umgekehrt für die beabsichtigte Ambivalenz zwischen dem kombinierten Aussagesatz auf der einen und dem Nebeneinander von „Ausruf“ und „anschließender Feststellung“ plädiert (S. 131 Anm. 9): Was Phaedrus durch den Verzicht auf die Konjunktion offensichtlich erreichen möchte (und was Scheffers *et* ebenso ermöglicht wie das *καί* der ersten griechischen Version, die ebenso wie Phaedrus die Interjektion aufweist), ist schließlich die Spannung zwischen kausalem und adversativem Verhältnis der beiden Sätze: Die offene Frage, ob die Maske nun trotz oder gerade wegen ihrer Schönheit als hirnlos erscheint, macht einen wesentlichen Teil der Pointe aus, den Holzberg mit seiner Übersetzung ebenso zerstört wie Zagos *sed*, das dieser unter Berufung auf die zweite griechische Variante, deren semantische Offenheit Gärtner zwar richtig einschätzt, aber fälschlich auch auf den die Interjektion aufweisenden Phaedrustext überträgt, offensichtlich für überflüssig, aber bedeutungsmäßig treffend hält.

Wie vielleicht auch die Diskussion von 1,7,2 gezeigt hat, sind es nicht unbedingt die Zahl und Qualität der eigenständigen Emendationen Zagos, die seine Ausgabe zu einem

entscheidenden Fortschritt in der Phaedrusphilologie machen, sondern eher die Tatsache, dass er als erster Herausgeber die Handschrift M benutzt hat (vgl. S. XI). Hier erntet Zago letztlich aber auch die Früchte seiner vorgängigen Forschungen zu dieser Handschrift; so berücksichtigt Holzberg etwa für app. 29 (Zago)/app. 31 (Guaglianone/Holzberg) bereits die auf M zurückgehende Lesart *en nunc ut*, die gegenüber dem in N überlieferten *en cuncta* einen wesentlichen Fortschritt darstellt. Daneben spielen die Berücksichtigung der Prosaaufösungen innerhalb des ohnehin äußerst komplexen Stemmas, das u.a. den durch Zerstörung vollständigen oder durch Verblässen teilweisen Verlust mehrerer nur aus Abschriften oder Kollationen zu rekonstruierender Handschriften kompensieren muss (vgl. S. XII-XLII), sowie die Metrik, in der Zago mit kleineren Einschränkungen Havet folgt (vgl. S. XLIIIf.), eine entscheidende Rolle; die größte Innovation Zagos jedoch ist eine ganz neue Reihenfolge, in der die Fabeln des vierten und fünften Buches präsentiert werden.

Den entscheidenden Ausgangspunkt für die Umstellung, die Zago vornimmt, bildet das Gedicht, das gemeinhin als Prolog des fünften Buches gilt und an den beiden wichtigsten Handschriften P und R an Position 4,27 überliefert ist. Diese seit Pithou übliche Versetzung des *Aesopi nomen*-Gedichts an den Beginn des fünften Fabelbuches schließt Zago aus, weil im Prolog des fünften Buches eine Widmung an den in der letzten Fabel desselben Buches zum ersten und einzigen Mal genannten Philetus (5,30,10) enthalten sein müsse; dieser Prolog müsse also verloren gegangen sein (S. XL Anm. 112). Zagos aufgrund der gelinde gesagt unkonventionellen Widmungsstrategie des Phaedrus zunächst einmal nicht besonders überzeugende Grundannahme gewinnt durch die Herleitung der überlieferten Reihenfolge mittels einer Verstellung nicht allein der evident falsch positionierten Gedichte 3 epil. (an der Position 4,25), 4 prol. (4,26) und 4 epil. (4,33), sondern auch der zwischen 4,26 und 4,33 überlieferten Gedichte, also eines Blocks von neun Gedichten, anstelle zweier unabhängig voneinander erfolgter Verstellungen deutlich an Plausibilität.

Dennoch spricht eine Parallele zwischen dem *Aesopi nomen*-Gedicht und 2 prol. für die Tatsache, dass es sich um einen Prolog handelt: In beiden Fällen wird nämlich nicht wie in anderen poetologischen Gedichten ohne Pro- oder Epimythion eine Überleitung geboten von der Art eines *Sed exsequamur coepti propositum ordinem* (5,21,9), sondern am Ende des Prologs das Promythion der folgenden Fabel vorweggenommen: Wie sich das *attende, cur negare cupidis debeas, / modestis etiam offerre quod non petierint* (2 prol. 15) eindeutig auf die folgende Fabel vom Löwen, dem Räuber und dem Wanderer bezieht, verweist auch das *Adeo fucatae plus uetustati fauet / inuidia mordax quam bonis praesentibus. / Sed iam ad fabellam talis exempli feror* (4,1,8-10) auf die folgende Fabel von Demetrius und Menander. Natürlich kann man auch nicht ausschließen, dass Phaedrus diese Überleitung einmal zwischen Prolog und erstem Gedicht und einmal zwischen erstem und zweitem Gedicht eines Buches verwendet; eine etwas größere Wahrscheinlichkeit spricht aber letztlich wohl doch für die genaue Parallelität und damit für die Annahme, dass es sich auch bei dem *Aesopi nomen*-Gedicht um einen Prolog und bei der Fabel von Demetrius und Menander um das erste Gedicht des fünften Buches handelt.

Man darf jedenfalls gespannt sein, wie **Gärtner**, die Zagos Ausgabe nach eigenem Bekunden auch für den im Jahr 2021 erschienenen zweiten Band ihres Interpretationskommentars, der das zweite und dritte Fabelbuch umfasst, noch nicht hat benutzen können (S. 13), sich zu dieser fundamentalen Umstellung Zagos, die die Quantitätsverhältnisse zwischen dem traditionell sehr langen vierten und dem traditionell sehr kurzen fünften Buch gerade umkehrt, positionieren wird. Dass Gärtner zunächst einmal den zweiten Band ihres Kommentars nicht mehr mit einer ausführlichen Einleitung, sondern lediglich einem kurzen Vorwort sowie einem Forschungsbericht eröffnet (S. 13-15), ist durchaus nachvollziehbar; die Einheit der Einzelbände wird dadurch in angemessener Weise betont, zumal Gärtner auf die „freundliche Aufnahme“ des ersten Bandes verweisen (S. 11) und als Agenda am Ende des Forschungsberichts die ebenfalls erfreuliche Zielsetzung verkünden darf: „Insgesamt wird die Forschung polyphoner. Der Kommentar müht sich, diese auch in ihrer Vielfalt zu Wort kommen zu lassen“ (S. 15).

In ihrer Analyse des Prologs zum zweiten Fabelbuch bringt Gärtner noch einmal ihre Grundposition in Bezug auf die poetologischen Aussagen des Phaedrus auf den Punkt, indem sie diese weniger als „ein Dokument einer biographisch zu erklärenden Weiterentwicklung und langsamen Loslösung vom Vorbild“ denn als „Teil eines Gesamtkonzepts und ein bisweilen doppelbödiges Spiel mit Topoi vor allem der augusteischen Dichtung sowie mit den Motiven, die der Dichter selbst im ersten Buch angelegt hat und nun ausbaut“, versteht (S. 22). Bei der Analyse der Fabel vom Löwen, dem Räuber und dem Wanderer zeigt sich dasselbe Phänomen wie bei derjenigen der Fabel vom Wolf und dem Lamm zu Beginn des ersten Fabelbuches: Gärtner müht sich redlich, jegliche didaktische Botschaft der Fabel durch kaum nachvollziehbare Bedenken für absurd zu erklären, um dann schlussfolgern zu können: „Nach der vollmundigen und im Vergleich mit Buch I zugespitzten Ankündigung im Prolog, dass nichts anderes die Aufgabe der Fabel sei als die Fehler der Menschen zu korrigieren, wirkt die vorliegende Fabel nahezu kontraproduktiv“ (S. 26). Hier ist erkennbar der Wunsch der Vater des Gedankens, denn die beiden letzten Verse der Fabel (*exemplum egregium prorsus et laudabile; / uerum est auiditas diues et pauper pudor*, 2,1,11f.), an denen Gärtner ihre Deutung festmacht, bieten durch die Zuschreibung einer negativen Charaktereigenschaft an die Reichen und Mächtigen ja geradezu das Musterbeispiel einer (wenn auch impliziten) moralischen „Handlungsanweisung“, die Gärtner so wortreich vermisst (S. 26).

Mit Gewinn dagegen liest man Gärtners Interpretation der Fabel vom Mann mit der alten und jungen Frau: Sowohl der Vergleich mit der Liebeslegie als auch die stilistische Analyse fördern wichtige Aspekte des Textes zutage. Neuere Forschungen – insbesondere die Monographie von Johannes Park zur *Interfiguralität bei Phaedrus* aus dem Jahr 2017 – lenken Gärtners Blick bei der Behandlung von 2,3 auf die verschiedenen Facetten der „Aesopfigur“ (S. 38); wichtig ist der Hinweis zu 2,4: „Das Epimythion ist überraschend, aber für Phaedrus bezeichnend“ (S. 44) – denn der Tadel richtet sich nicht (nur) an die böartigen Täter, sondern (auch) an die leichtgläubigen Opfer. In 2,5 sieht Gärtner keine Sozialkritik, sondern diejenige an einem bestimmten Typus (S. 55), die Fabel vom Adler

und der Krähe bezieht sie dagegen auf „die Ratgeber der Kaiser [...], die z.T. größten Einfluss hatten und diesen zu ihrem Vorteil ausnutzten“ (S. 61). Kluge Fragen zur Moral der Fabel von den zwei Maultieren werden am Ende einer differenzierten Analyse gestellt (S. 65), zur Fabel vom Hirsch bei den Rindern wird zu Recht und mit Gewinn auf die Darstellung eines guten Landgutbesitzers durch die einschlägigen „Agrarschriftsteller“ verwiesen (S. 73), den wichtigen intertextuellen Hinweis auf den Mythos vom hundertäugigen Argus dagegen übergeht Gärtner zu Unrecht (S. 69). Eine ausführliche Interpretation des Epilogs, den Gärtner insbesondere als Auseinandersetzung mit dem Dichtungsprogramm des Horaz liest (S. 83-86), beschließt den Kommentar zum zweiten Fabelbuch.

Noch breiteren Raum nimmt freilich der für das Dichtungsprogramm des Phaedrus zentrale Prolog des dritten Fabelbuches ein; Gärtner betont abschließend: „[...] gehäuft treten Topoi der römisch-kallimacheischen Dichtung auf, die m.E. auf die Spitze getrieben und ad absurdum geführt werden“ (S. 113) und stellt im Anschluss an Freudenburg und Fowler Überlegungen zum Status der Selbstaussagen zwischen poetischer *persona* und fiktiver Autobiographie an, ohne sich allerdings klar zu positionieren (S. 113f.). Zur Fabel von der Alten und der Amphore stellt Gärtner „die Frage, ob das Genrebild überhaupt eine tiefere Aussage birgt“ und vermutet, „dass sich diese Fabel auf alles und nichts beziehen kann“ (S. 120) – eine zumindest in den Formulierungen nicht ganz unproblematische Einstellung zu den grundsätzlichen Aufgaben einer Interpretation. In der Fabel vom Panther und den Hirten erkennt dann auch Gärtner „eine für Phaedrus überraschend positive Aussage“, ohne aus diesem Befund weitere Schlüsse zu ziehen (S. 124); vielmehr sieht sie diese Aussage durch die Formulierung *solet* (3,2,1) „schon etwas relativiert“ (ebd.).

Erneut eine Weiterentwicklung des Aesopbildes erkennt Gärtner zu Recht in der Fabel von Aesop und dem Frechen, denn der erstere nehme hier „Rache, und zwar mit Todesfolge“, sodass er hier „nicht ganz dem gewitzten Alten der anderen Fabeln zu entsprechen“ scheine (S. 139). Auch die abschließende Einschätzung der langen Fabel vom Wolf und dem Hund als „kleine[s] dialogische[s] Meisterwerk[]“, in dem „der Versuch des Hundes, seine Situation schönzureden, mit psychologischer Einsicht und rhetorischen Finessen anschaulich vorgeführt“ werde (S. 153), überzeugt infolge der vorangegangenen ebenso umfassenden und wie detaillierten Analyse. Zur Fabel von Schwester und Bruder betont Gärtner, wie diese „[d]urch Querverweise [...] mit anderen Fabeln der Sammlung verbunden“ sei (S. 162); zu derjenigen von Sokrates und seinen Freunden verweist sie auf „die Einbeziehung der eigenen Dichterpersone durch die bemerkenswerte Parenthese“ (S. 168; Gärtner bezieht sich hier auf folgenden Einschub: *cuius non fugio mortem, si famam assequar / et cedo invidiae, dummodo absoluar cinis*, 3,9,3f.).

Die lange Fabel vom misstrauischen und zugleich leichtgläubigen Ehemann wird kritisch in ihre Bedeutungsebenen zerlegt und in ihrer Fiktionalität und Romanhaftigkeit der ‚klassischen‘ Form einer Fabel gegenübergestellt (S. 184f.); diejenige vom Eunuchen und dem Spötter in ihrer ethischen Ernsthaftigkeit betont, da hier „nicht das durchaus witzige Wortspiel im Mittelpunkt steht, sondern die moralische Bewertung des Umgangs der

Menschen untereinander“ (S. 188). Es folgt eine Reihe poetologisch gedeuteter Fabeln: Diejenige vom Huhn und der Perle zeige die Bescheidenheit des Fabeldichters (S. 193), diejenige von den Bienen und Drohnen vor dem Richterstuhl der Wespe dagegen das Selbstbewusstsein gegenüber Nachahmern oder Plagiatoren (S. 220f.), das Bogenrätsel des Aesop wiederum einen Universalanspruch der Fabeldichtung, der selbst einen Horaz zu überbieten suche (S. 209). Ebenfalls im Anschluss an Horaz sieht Gärtner in der Fabel von der Eule und der Zikade kallimacheisches Anspruchsdenken parodiert (S. 226); eine interessante Verbindung über die Figur der Göttin Minerva stellt Gärtner dann auch zur Fabel von der Schutzherrschaft der Götter über die Bäume her (S. 234).

Die Fabel von Juno und der Stimme des Pfaus wird dann nicht nur in die intratextuellen Verflechtungen des dritten Fabelbuches, sondern auch in diejenigen diverser Intertexte eingebettet, unter denen Ovids *Metamorphosen* erneut eine wichtige Rolle spielen (S. 242f.); die von Aesop und dem Schwätzer allerdings weniger vor dem Hintergrund der horazischen Schwätzersatire gesehen als vielmehr auf die Gründe für die Übertragung der ursprünglich Diogenes zugeordneten Anekdote auf Aesop hin befragt, was jedoch ebenfalls interessante Erkenntnisse zutage fördert (S. 247f.). Der Epilog des dritten Fabelbuches stellt für einen Apologeten des oft gescholtenen Phaedrus natürlich eine besondere Herausforderung dar: Die recht unverhohlene und mit einem gewissen Recht häufig als ordinäre Bettelei diffamierte Bitte um finanzielle Unterstützung weist tatsächlich viele Passagen auf, die auch Gärtner letztlich nur mit folgender Feststellung kommentieren kann: „Logik wie Banalität der Aussage sind kaum zu übertreffen“ (S. 252). Im festen (und gewiss berechtigten) Glauben an die poetische Gabe des Phaedrus allerdings kann Gärtner auch diese vermeintliche Fehlleistung überzeugend als „Rollenlyrik“ erklären, „die in deutlicher Überzeichnung das Verhältnis Klient-Patron als Moralsatire vorführt“ (S. 257).

Wie dynamisch sich die Phaedrusforschung derzeit präsentiert, sei abschließend an zwei Beispielen aus dem zweiten Fabelbuch demonstriert: In 2 prol. 12 erhitzen sich die Gemüter am Bezug von *illi*: Verweist dieses zurück auf *lector* im vorangegangenen Vers oder auf *uarietas* in 2 prol. 10? Holzberg favorisiert die zweite Möglichkeit und übersetzt den Vers durch die Wendung „wenn Kürze so ihr Dank abstattet durch die Tat“ (S. 75), ebenso wie Gärtner, die Holzberg an dieser Stelle zwar nicht zitiert, aber ebenfalls davon ausgeht, „dass die Kürze der Abwechslung ‚den Dank durch die Tat abstattet‘“ und diesen Gedanken als „eine geistreiche Vorstellung“ bezeichnet (2015, S. 21). Gegen eine etwas abweichende Auffassung, die bereits im Jahr 1911 von Alfred Heinrich Wilhelm Tacke zur Verteidigung von überliefertem *accipias* (2 prol. 11) vertreten wurde, wendet sich Zago geradezu polemisch: „tradita *illi* defendere conatus est Tacke, 34, qui rettulit *illi* ad *uarietas* (v. 10) et *gratiam* uertit Germanica uoce ‚Anmut‘, hunc esse sensum arbitratus, ‚ita, cui breuitas dabit leporem uarietati‘. Credat Iudaeus Apella, non ego: nam ‚gratiam rependere‘ idem est quod ‚gratiam referre pro beneficio accepto‘, cf. Ou. met. 2, 693 sq.“ – und zumal der Verweis auf die Stelle aus den *Metamorphosen* legt nahe, dass Zago wahrscheinlich Recht hat; und obgleich die Übersetzung Holzbergs und Gärtners der Semantik dieser Stelle nicht direkt widerspricht, legt sie diese auch eher nicht nahe.

Dagegen ist die deutlich erkennbare Tendenz Zagos, Veränderungen an der traditionellen Präsentation der Fabeln vorzunehmen, indem er – häufig aufgrund der Überlieferung etwa in M oder in den Prosafassungen – Gedichte zusammenfügt oder teilt (vgl. S. 201), meist nicht überzeugend. Ausgehend von der Tatsache, dass sowohl N als auch M nur die ersten vier Verse des Epilogs des zweiten Fabelbuches überliefern und im Pseudo-Romulus daraus eine Fabel mit dem Titel *De statua Aesopi* konstruiert worden ist, teilt bereits Louis Havet in seiner Ausgabe aus dem Jahr 1907 und im Anschluss an ihn eben auch Zago den Epilog in zwei Gedichte auf: V. 1-11 konstituieren bei ihm die letzte Fabel des zweiten Buches, V. 12-19 den eigentlichen Epilog. Dieser bereits in einem Aufsatz aus dem Jahr 2015 präsentierte Vorschlag, dem Holzberg nicht folgt, ist von Gärtner als „zu gewalttätig“ bezeichnet worden (2015, S. 75 Anm. 3); sie betont mit Verweis auf die überzeugenden Ausführungen in Eberhard Obergs *Phaedrus-Kommentar* aus dem Jahr 2000 wohl letztlich zu Recht: „Das Gedicht ist daher deutlich als Einheit konzipiert“ (S. 81).

Es mag durchaus sein, dass Gärtners Interpretationen nicht ganz so revolutionär, Holzbergs Übersetzung nicht ganz so zeitgemäß und Zagos Ausgabe nicht ganz so grundlegend ist wie die jeweiligen Verfasser den Leser glauben machen möchten, aber sie tragen zweifelsohne zur Belebung einer dringend benötigten neuen Forschungsdiskussion über die Fabeln des Phaedrus Wichtiges und vielleicht auch Entscheidendes bei: Gärtner hat durch das Aufzeigen der stilistischen Reife, der intertextuellen Raffinesse und der poetologischen Selbstreflektiertheit zur Schärfung des modernen Phaedrusbildes beigetragen, Holzberg viele dieser Erkenntnisse in seiner Übersetzung kongenial umgesetzt und das Werk so den kulturell Interessierten abseits der Altphilologie neu erschlossen, Zago die Möglichkeiten und Grenzen der Textherstellung vor dem Hintergrund einer komplexen Überlieferungslage aufgezeigt. Ein auf diesem Niveau gelesener Phaedrus ist nicht nur ein Gewinn für die Literaturwissenschaft, sondern insbesondere auch für den Schulunterricht – vielleicht gerade auch als Anfangslektüre für spät beginnende Lateinschüler, denen die (teilweise neu entdeckten) Qualitäten des Textes eine anregende Lektüre versprechen. Die hier besprochenen Bände stellen also nicht nur für jede Universitäts-, sondern auch für die meisten Schulbibliotheken (oder den einzelnen Lateinlehrer) eine lohnenswerte Anschaffung dar.

Dietmar Schmitz (Oberhausen)

Aktuelles auf Latein? Geht das? Ja, mit Michael von Albrecht!

Michael von Albrecht, Sermones. Satiren zur Gegenwart. Lateinisch und Deutsch. Ars Didactica Bd. 8. Hrsg. von Hans-Joachim Glücklich. Propylaeum: Heidelberg 2021. € 36, 90 (ISBN 978-3-96929-026-2)

Michael von Albrecht (geb. 1933) gilt als einer der profiliertesten Klassischen Philologen im deutschsprachigen Raum. Nach dem Studium in Musik, Klassischer Philologie und Indologie wurde er mit 31 Jahren Professor in Heidelberg (1964-1999). Bekannt ist seine *Geschichte der römischen Literatur. Von Andronicus bis Boethius*, Bern 1992 (in mehreren Auflagen erschienen, in zahlreiche Sprachen übersetzt). Allen Studentinnen und Studenten zur Lektüre empfohlen sind die beiden Bücher *Meister der römischen Prosa. Von Cato bis Apuleius*, Heidelberg 1971, und *Römische Poesie. Texte und Interpretationen*, Heidelberg 1977 (ebenfalls jeweils mehrere Auflagen) sowie einschlägige Publikationen zu Lukrez, Ovid, Seneca und Vergil. Häufig werden dabei auch Rezeptionsdokumente berücksichtigt. Michael von Albrecht ist auch als Übersetzer zahlreicher römischer Autoren aufgetreten. Weniger bekannt ist allerdings, dass er einer der bedeutendsten lebenden Dichter in lateinischer Sprache ist. Er hat Oden, Elegien und Epigramme verfasst, jetzt sind seine Satiren erschienen. Michael von Albrecht hat sich Horaz (65 – 8 v. Chr.) als Vorbild genommen, denn seine *Sermones* orientieren sich durch die Wahl der Zehnzahl, ihre Verknüpfung von „moralischer Ernsthaftigkeit und humaner Heiterkeit“ (Michael Lobe, S. 121 im selben Buch) an dem großen augusteischen Dichter. Natürlich kennt er die Meister römischer Satiren, angefangen bei Ennius (239-169 v. Chr.), der sich mehrerer Versmaße bediente, über Lucilius (180 – 103 v. Chr.), der den Hexameter für seine Dichtungen bevorzugte, bis Persius (34 – 62 n. Chr.) und Juvenal (um 60 n. Chr. geb., gest. nach 127 n. Chr.). Der Hexameter ist ein klassisches Versmaß, das in der epischen Dichtung der Griechen und Römer, aber auch in elegischen Dichtungen verwendet wurde.

Die Themen der *Sermones*/Satiren, überwiegend als Dialoge gestaltet, sind vielfältig und aktuell. Die Titel dieser Texte belegen dies: Neugier, Lebensmittelvergeudung, Hunde, Zukunftsforschung, Umwelt, Corona, Waffen, Wahrheit, Nützlichkeit alter Leute sowie Reklame.

Das Besondere an dem angezeigten Buch ist einerseits, dass ein heutiger Dichter sich der lateinischen Sprache bedient. Dies tut er in souveräner Art und Weise, denn viele Begriffe müssen in dieser Sprache neu geschaffen werden, also in Form von Neologismen. Andererseits liefert er eine Übersetzung ins Deutsche gleich mit. Dass Michael von Albrecht diese Sprache ebenfalls meisterhaft beherrscht, geht aus jedem Vers hervor. Dazu verwendet er den sogenannten Blankvers, der für die deutsche Sprache angemessener ist als der Hexameter.

In den Gedichten zeigt sich seine Fähigkeit, genau hinzusehen, in die Gesellschaft gewissermaßen hineinzuhorchen, seine Beobachtungen klug und witzig zu formulieren, ohne verletzend zu sein. Das gesamte Buch ist ein Plädoyer zum Erlernen der lateinischen

Sprache, stellt aber auch einen Anreiz dar, sich mit antiken Themen zu befassen, die bis in die heutige Zeit aktuell sind.

Ein Textbeispiel mag belegen, wie souverän der Dichter mit den Themen der lateinischen und der deutschen Sprache umgeht. Am Ende der dritten Satire, in der Michael von Albrecht auch auf Elemente der Fabel zurückgreift, hier in Anlehnung an die berühmte Fabel von der Stadtmaus und der Landmaus (Horaz), beschreibt er ein Hundeparadies. Zitiert werden die letzten Verse, 125-130:

*Elysium hoc latrantum ubi sit, si forte requires,
vix animum induces: Clara reperitur in urbe
Afrorum, promunturiis ubi Spes Bona custos.
Africa, sunt populi innumeri tibi, mater, egentes,
Das catulo luxus, homini ieiunia linquis.
O Spesne ulla Bona est, in te quam ponere possim?*

Fragst du, wo dieses Hundeparadies
denn sei? Du kommst nicht drauf: In Kapstadt ist's,
ganz nah am Kap der Guten Hoffnung, Ach!
Gibst Hunden Luxus, Menschen lässt du darben.
Bleibt da ein Plätzchen noch für gute Hoffnung?

Hier stoßen Welten aufeinander, der Dichter wählt ausgerechnet den Gegensatz zwischen einem Hundeparadies und den Townships in Kapstadt. Für Michael Lobe, der die *Einführung* in die Satiren verfasst hat und eine *Gesamtinterpretation* liefert (119-127), handelt es sich um eine „dekadente Perversion“, die sich durch rhetorische Brillanz auszeichnet.

In der zweiten Satire prangert er die Lebensmittelverschwendung an, und zwar in Form eines Dialogs zwischen einem Senior und einem jungen Mann. Der Dichter nennt die Gründe für diese Unsitte; ökonomisches Gewinnstreben sorgt für Vernichtung von Lebensmitteln wie Kaffee und Reis, schlechte Gesetze verhindern den Verkauf von Früchten, die zwar genießbar sind, aber nicht gut aussehen. Auch Unachtsamkeit führt dazu, wichtige Nahrung zu beseitigen. Luxus und die Neigung, Tiere mit wertvollen Nahrungsmitteln zu versorgen, sind weitere Gründe für Vergeudung. Wie nebenbei kritisiert von Albrecht in diesem Zusammenhang das Faktum, dass Katzen dann das Mäusen verlernen. Aktuell ist der Rat des Seniors an den jungen Mann, regionale Produkte zu kaufen. Er thematisiert damit das manchmal angespannte Verhältnis zwischen der jungen und der älteren Generation. Dabei lässt der Dichter zahlreiche Anspielungen der antiken Literatur einfließen; einerseits wurde das Alter geschätzt, andererseits verachtet. Diesem Thema widmet von Albrecht sogar eine gesamte Satire, nämlich die neunte: *Von der Nützlichkeit alter Leute*. Aufgrund seiner profunden Kenntnisse der griechisch-römischen Literatur vermag der Dichter passende Beispiele auszuwählen. Dass er keine einseitige Position für das Alter einnimmt, zeigt er durch die Anspielung auf den klugen Nestor, auf dessen Rat die Könige hörten. Aber bei Homer ist auch zu lesen, dass sich Nestor durch Geschwätzigkeit lächerlich machte (Sat. IX, 35; Homer, Od. 3, 332). Der Satiriker wägt wohlbesonnen zwischen zwei Extremen ab und gibt Beispiele für die Tatkraft älterer Menschen (Wagner schuf den ‚Parsifal‘ in hohem

Alter (Sat. IX, 50), ebenso Sophokles den ‚Oedipus‘ (ebenda)). Von Albrecht erinnert an Aeneas, dessen Wirken der Dichter Vergil in seinem Epos *Aeneis* besungen hat und der nicht diese Berühmtheit in der Weltliteratur erreicht hätte, wäre Vergil vor dem Abfassen seines Gedichtes gestorben. Andererseits hat der junge Scipio den älteren Hannibal im Krieg besiegt. Mitten in der Satire erfolgt der Rat: „s ist nützlich, viele Übel zu vergessen, im Herzen nur das Gute zu bewahren“ / *Utile multorum est non iam meminisse malorum, / fixa pium memori tantum bona corde tenere* (Sat. IX, 46/47).

In der fünften Satire wird der Umgang der Menschheit mit der Umwelt thematisiert. Dabei geht der Dichter auch auf das Faktum ein, dass viel Plastik in den Weltmeeren landet und der dortigen Tierwelt und damit letztendlich auch dem Menschen großen Schaden zufügt. Plastik ist ein Kunststoff, der in der Antike nicht hergestellt werden konnte. Michael von Albrecht wählt für Plastikmüll den lateinischen Ausdruck *plastica materies* (Sat. V, 41). Es gibt auch die Kombination *materia plastica*. Bei der Wahl der lateinischen Lexeme ist stets zu bedenken, dass sie in den Hexametern passen müssen. Der Satiriker vergisst nicht, eine Galionsfigur der Gegenwart zu zitieren: Greta Thunberg (Sat V, 70-79). Er bringt Details ihrer Rede vor der UNO in lateinische Verse. Sie will die Autopest aus siechen Städten verbannen / *Pestifera aegrota cedant ex urbe vehicla* (Sat. V, 74); die Strenge des Gesetzes möge die Plastikflut hemmen / *Legibus illuvies cohibenda est plastica duris* (Sat. V, 75); auf der anderen Seite versäumt es von Albrecht nicht, ironisch darauf hinzuweisen, dass Greta Thunberg zur Schule zurückkehrt (Sat. V, 87), denn, und diese Worte lässt der Dichter den Sohn im Gespräch mit seinem Vater sagen: „Mehr lernen will ich als unsre Väter konnten. Überwinden lässt sich, was droht, durch Tugend und Vernunft nur. Das Gute, Schöne, Wahre kann ich nicht erkennen ohne Lernens Schweiß und Plage“ / *Sed discere plura / quam potuere patres. Etenim superare nequibo / Quae mala nunc instant, nisi virtute ac ratione. / Quae bona sint, quae vera exstent, quae pulchra, videbo / non sine discendi sudoribus aerumnisque* (Sat. V., 82-86).

In der sechsten Satire steht die „neue Pest“ im Fokus, also Corona. Ein Übersetzungsäquivalent ist schnell gefunden, stammt der Begriff doch aus dem Lateinischen. Den Auftakt der Satire bildet die Beschreibung einer bedrohlichen Stille; alles ruht, kein Lärm, kein Auto. Witzig die Frage der Enkelin: „Hat Greta Autofasten durchgesetzt? / *Gretane persuasit cunctis abolere vehicla?*“ (Sat. VI, 12). Dann folgt, was Corona alles nicht ist: kein böses Tier, keine Rattenplage, nein: „ein Virus ist es in Corona-Form / „*Virus*“ *ei nomen, perfectae forma coronae*“ (Sat. VI, 26). Aus dem Text spricht die Warnung vor dieser Krankheit, gepaart mit der Aufforderung, Neues zu erforschen, sich wissenschaftlichen Studien zu widmen, den Gründen nachzugehen, aber auch antike Autoren zu lesen. Alles soll kritisch betrachtet und erprobt werden. Als Fazit lässt der Satiriker am Ende des Textes den Vater zu seiner Enkelin sagen: „Bleib Anfängerin, lern’ Ungewohntes gerne / *Tiro mane, semper discendi ignota perita*“ (Sat. VI, 92).

Ein letztes Beispiel für einen Neologismus ist der zehnten Satire entnommen. Dort spricht der Dichter über Kühlschränke, die es natürlich in der Antike nicht gab; er benutzt die Kombination: *armaria frigida* (Sat. X, 98). Auch in diesem Fall gelingt es ihm meisterhaft, einen passenden Ausdruck zu finden (möglich wäre auch: *armarium*

frigidarium, *apparatus frigorificus* oder einfach *frigidarium*). Aber, die Neuschöpfung muss ja am Hexameter orientiert sein.

Das Buch hat einen vielfältigen Blick auf verschiedene Leser; solche, die die lateinische Sprache beherrschen, solche, die dankbar sind für eine Übersetzung, und die Leserinnen und Leser, die sich gerne bei der Lektüre anleiten lassen. Dazu dienen einerseits die bereits erwähnte *Gesamtinterpretation* von Michael Lobe, andererseits die *Methodischen Vorschläge zur genussreichen Lektüre der Sermones im Lateinunterricht*, die der Herausgeber beisteuert (129-142). Zusätzlich bieten der Dichter und Michael Lobe Hilfen an, um einzelne Textstellen besser einordnen zu können: *Adnotationes. Anmerkungen und Erläuterungen zu den Sermones* (109-117).

Das *Verzeichnis der Eigennamen* (143-156) stammt vom Dichter höchstpersönlich und belegt ein weiteres Mal seine große Belesenheit und die außergewöhnlichen Kenntnisse der griechisch-römischen Welt.

Michael Lobe sieht in dem Satirenbuch einerseits „ein kritisch-humorvolles Panoptikum unserer Gegenwart, ihrer Probleme, Versäumnisse und Dummheiten“ (121), glaubt andererseits, dass es „durchzogen ist von unaufdringlicher philosophischer Altersweisheit – kulminierend in der achten Satire mit ihrer zentralen Frage nach dem Wesen der Wahrheit“ (121).

Wir können dem Dichter Michael von Albrecht großen Dank aussprechen, dass er uns mit diesen Texten reich beschenkt hat. Sie enthalten viel Anregendes, Kritisches, Nachdenkliches, Witziges und zeichnen sich durch große Virtuosität aus.

Impressum

Mitwirkende in diesem Heft:

Prof. Dr. Niklas Holzberg, Schleißheimer Str. 91, 80797 München; nc.holzberg@gmail.com
OSTD i.R. Peter Mommsen, Deyhleweg 11 A, 70186 Stuttgart; peter.mommsen@gmx.de
Dr. Wolfgang Polleichtner, Universität Tübingen, Philologisches Seminar, Wilhelmstr. 36, 72074
Tübingen; wolfgang.polleichtner@philologie.uni-tuebingen.de
Dr. Dietmar Schmitz, Am Veenteich 26, 46147 Oberhausen; monikaunddietmar@gmx.de
Dr. Heiko Ullrich, Eggerten 42, 76646 Bruchsal; heiko.f.ullrich@web.de

Herausgeber:

Für den Vorstand des Landesverbandes:
Dr. Stefan Fallner
Seminar für Griechische und Lateinische Philologie
Platz der Universität 3
79085 Freiburg i.Br.
stefan.faller@altphil.uni-freiburg.de

Schriftleitung:

Dr. Stefan Fallner
Seminar für Griechische und Lateinische Philologie
Platz der Universität 3
79085 Freiburg i.Br.
stefan.faller@altphil.uni-freiburg.de

Vorsitzende der DAV-Bezirke:

Württemberg: Manfred Birk, Dillmann-Gymnasium, Forststraße 43, 70176 Stuttgart
Nordbaden: Markus Braun, Ludwig-Wilhelm-Gymnasium, Lyzeumstraße 11, 76437 Rastatt
Südbaden: Nikolaus Ruf, Berthold-Gymnasium, Hirzbergstraße 12, 79102 Freiburg

Ehrenvorsitzende:

Dr. Helmut Meißner
Prof. Dr. Bernhard Zimmermann

**Weitere Informationen – auch zu den Mitgliedsbeiträgen – finden Sie unter:
www.dav-bw.de**

**Bitte senden Sie Adressenänderungen nur an die Schriftführungen der Bezirksverbände
(siehe „Beitrittserklärung“, S. 58 unten)**

BEITRITTSERKLÄRUNG

Hiermit erkläre ich meinen Beitritt zum Deutschen Altphilologenverband,
Landesverband Baden-Württemberg,
Bezirksverband: Nordbaden Südbaden Württemberg

Nachname:		ggf. Schule:	
Vorname:			
Geb.-Dat.:		Unterrichts- fächer:	
ggf. Titel:		ggf. Funktion:	

Privatanschrift:		Bankverbindung:																					
Straße:		BANK:																					
PLZ, Ort:		IBAN:																					
Tel.:		<table border="1"> <tr> <td>D</td> <td>E</td> <td></td> </tr> </table>		D	E																		
D	E																						
E-Mail:		BIC:																					
		<table border="1"> <tr> <td></td> </tr> </table>																					

Ich bin berufstätig pensioniert im Referendariat im Studium
(diese Angabe ist relevant für die Erhebung der Beiträge; zur Höhe der Jahresbeiträge vgl.
<https://www.dav-bw.de/mitglied-werden/>; Referendariat und Studium sind beitragsfrei).

Als Mitglied erhalte ich regelmäßig die Mitteilungen des Landesverbandes, LATEIN UND GRIECHISCH IN BADEN-WÜRTTEMBERG, und die Zeitschrift des Bundesverbandes, FORUM CLASSICUM. **Das Heft Latein und Griechisch in Baden-Württemberg** möchte ich erhalten in gedruckter Form per Post digitaler Form (Angabe der E-Mail-Adresse erforderlich, s.o.).

Hiermit bestätige ich die Richtigkeit meiner Angaben und ermächtige den DAV Baden-Württemberg zum Einzug der Mitgliedsbeiträge vom oben genannten Konto. Änderungen von Adresse, Bankverbindung und Berufstätigkeitsstatus werde ich dem DAV mitteilen. Die Erteilung der Einzugsermächtigung kann ich jederzeit widerrufen.

Ort, Datum -----
Unterschrift

Bitte senden Sie diese Beitrittserklärung ausgefüllt an die Schriftführung Ihres Bezirksverbandes.

Nordbaden: Christian Klautke, Kurt-Lindemann-Straße 56, 69151 Neckargemünd,
klautke@web.de

Südbaden: Dr. Andrea Toma, Am Reichenbach 6, 79249 Merzhausen,
toma.andrea@gmx.de

Württemberg: Dr. Monika Balzert, Lise-Meitner-Weg 13, 71706 Markgröningen,
Tel: 07145/5704, MBalzert@t-online.de

prima. kompakt



- ▶ modern, attraktiv, didaktisch auf der Höhe der Zeit
- ▶ kompakter Lehrgang in 22 Lektionen für den **später beginnenden Lateinunterricht**
- ▶ zahlreiche online vernetzte Unterrichtsmaterialien

Textband

ISBN 978-3-661-41500-0,

ca. € 25,80

Erscheint im 2. Quartal 2022

Begleitband

ISBN 978-3-661-41501-7,

ca. € 24,80

Erscheint im 2. Quartal 2022

Mehr Informationen auf
www.ccbuchner.de.

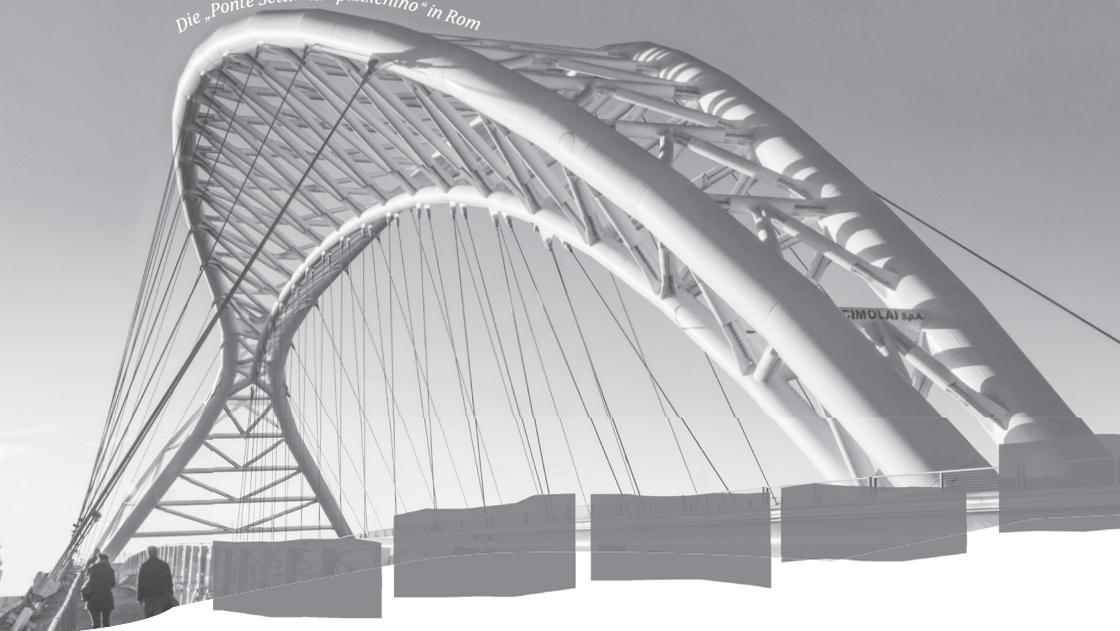


C.C. Buchner Verlag GmbH & Co. KG

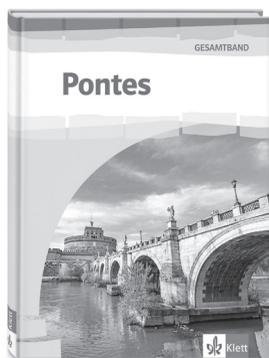
www.ccbuchner.de

www.facebook.de/ccbuchner

Die „Ponte Settimia Spizzichino“ in Rom



Neue Brücken bauen. In Latein.



www.klett.de/pontes

Ihr neuer Pontes Gesamtband

Mit dem neuen Pontes bauen Sie moderne Brücken zur antiken Welt und zu einer faszinierenden Sprache.

Pontes bietet Ihnen:

- motivierende Lektions- und spannende Sachinfotexte,
- Materialien zur Vermittlung wichtiger Medienkompetenzen,
- ausführliche *Praeparationes* zur Vorentlastung,
- Differenzierungsangebote direkt in den Lektionen,
- viele multimediale Angebote.

Alle Texte und Vokabeln des neuen Pontes sind in der beliebten Lernplattform *Navigium* eingebunden.

Ernst Klett Verlag,
Postfach 10 26 45, 70022 Stuttgart
www.klett.de

